



Rosa Zanol Teutsch

**Lebens-
geschichten**
aus älteren
und jüngeren Zeiten

**1. Teil -
Die "Cospari" von der alten Mühle**



**Erinnerungen
an meine Kindheit und Jugend**

Kindheit und Jugend

Geboren bin ich in Gfrill, im Teil des Dorfes, der zur Gemeinde Neumarkt gehört. In einer alten Mühle, neben dem Aalbach, der von Grill aus nach St. Florian fließt.

Das kleine Tal ist steil; außer dem Bach und dem Haus haben nur wenige steile Felder Platz.



Eine alte Ansicht von Gfrill

Ich war das sechste von den zehn Kindern, die beim "Müller" geboren und aufgewachsen sind.

Mein Vater Georg ist als Schwerinvalide vom 1. Weltkrieg zurückgekommen. Meine Mutter Josefina Todeschi kam aus Sover, einem kleinen Ort im Cembratal. Sie war eine sehr gute Mutter. Außer den Arbeiten in der Familie und im Haus kannte sie nur Gebet und Kirche.

Wir lebten ziemlich abgeschlossen und hatten keine Nachbarn. Zum nächsten Haus in Richtung Gfrill musste man eine gute halbe Stunde gehen. Auf der anderen Seite des Tales in Richtung Neumarkt gab es überhaupt keine

Häuser. Dieses kleine Tal war meine Welt. Eine Welt, die ich als Kind mehr als alles andere geliebt habe.

Als Kind glaubte ich immer, das Firmament ist der Himmel und unter uns gibt es nur die Hölle und sonst nichts.

Meine Eltern waren alles für mich, auch als ich größer war und als Dienstmädchen weit weg von zuhause arbeitete. Ich habe mich immer nach meiner Familie gesehnt.

Mit 12 Jahren war ich schon im Dienst bei einem Bauern; und wenn ich frei hatte, ging ich viele Stunden lang den Berg hinauf, um meine Eltern auch nur für kurze Zeit zu sehen. Beim Abschied gab es jedes Mal viele Tränen, denn ich hatte schreckliches Heimweh.

Heimweh hatte ich immer wieder, auch noch als größeres Mädchen. Ich erinnere mich noch daran, als ich als Sechzehnjährige in Terlan im Dienst war und einen Tag frei hatte, da bin ich mit einem alten Fahrrad, ohne Licht und Bremsen, nach Laag gefahren und von dort zu Fuß den Berg hinaufgelaufen, um meine Eltern zu sehen. Ein kurzer Gruß und dann bin ich noch am selben Tag nach Terlan zurückgeradelt.

Im Alter von fünf Jahren musste ich das erste Mal von zuhause fort. Mein Vater musste für längere Zeit ins Krankenhaus, weil er wieder Probleme mit seiner Wunde hatte. Meine Patin aus Capriana hat mich zu sich geholt, um meine Mutter zu entlasten.

Mein Vater hatte immer wieder Schwierigkeiten mit seiner alten Wunde aus dem Krieg. Der rechte Arm war sieben Zentimeter kürzer als der andere, die Schulter war mit einer silbernen Platte zusammengehalten; wenn er sich zu sehr anstrengte, verrutschte diese Platte. Alles war entzündet und vereitert und er musste wieder operiert werden.

Wenn ich mich recht erinnere, waren es insgesamt sieben Operationen. jedes Mal war es ein Abschied.

Mit Ochsespannen und auch einige Male mit Pferden wurde er auf einer Penne ins Tal gebracht; das dauerte drei gute Stunden und dann ging es weiter mit einem Auto nach Trient. Dort wurde er im Krankenhaus operiert.



*Rosa mit 17 Jahren, als sie noch
ihre langen Zöpfe trug.*

Die alte Mühle



Nahaufnahme von der alten Mühle mit den terrassenförmigen Äckern im Hintergrund.

Unser Haus in Gfrill war eine alte Mühle aus dem 17. Jahrhundert. Wir haben darin Korn gemahlen, Weizen, Gerste und Roggen. In der Mühle hatte meine Großmutter überall Heiligenbilder und Sterbebilder aufgeklebt; überall wo ein bisschen Platz dafür war.

Meine Großmutter hieß Anna Lazzeri und kam aus Capriana, auf der anderen Seite des Berges, im Cembratal. Großmutter habe ich leider nie gekannt. Sie ist 1919 im Alter von 59 Jahren gestorben. Aus Schmerz und Trauer. Zwei ihrer Buben waren im Krieg gefallen und mein Vater war als einzig überlebender Sohn als Schwerinvalide heimgekehrt. Ihre Tochter war 1918 an einer Grippe gestorben.



*Der Großvater (väterlichseits)
Georg Zanol mit seinen Schwestern.*

Auch meine andere Großmutter Teresa kam aus dem Cembratal, aus Slosseri in der Gemeinde Sover. Sie war als junges Mädel im Dienst in der alten Mühle in Gfrill. Dort hatte sie auch ihren Mann kennen gelernt.

Sie kannte den Mann, der dann mein Großvater geworden ist, ein wenig, weil auch er in der Gemeinde Sover, in Facendi, wohnte. Giuseppe Todeschi war zehn Jahre älter, er hatte in Wien studiert.

In der Mühle in Gfrill hat er sie besucht und gleich um die Heirat gefragt; es gab keine Bedenkzeit und so heiratete sie ihn im Alter von 17 Jahren. Ihre Hochzeitsreise war eine Wanderung über die Berge: zu Fuß nach Pergine, hin und zurück.



Teresa und Giuseppe Todeschi an ihrem Hochzeitstag.

Vor Großvater hatten wir alle viel Respekt; auch seine Frau. Großmutter hatte in ihrem Leben nie "du" zu ihm gesagt, sondern immer nur "voi". Er war sehr ordentlich und hielt immer alles an seinem Platz. Die Zähne putzte er sich mehrmals am Tag mit ganz gewöhnlicher Seife.

Als er im April 1951 im Alter von 88 Jahren an Altersschwäche starb, hatte er noch alle Zähne kerngesund.

Großvater war nie viel daheim; er hatte viel in der Gemeindeverwaltung zu tun und in der Schule als Direktor. Nicht nur in Sover, sondern auch in den anderen Gemeinden des Tales und vor allem im Hauptort Cembra.

Die Arbeit in Feld und Haus blieb meiner Großmutter. Zehn Kinder hatte sie geboren; drei sind gestorben. Davon zwei kurz hintereinander innerhalb einer Woche. Angelo war fünf und Rosa zwei Jahre alt, beide hatten Diphtheritis und mussten in der Nacht begraben werden, weil die Krankheit ansteckend war. Großmutter konnte ihre Kinder nicht einmal begleiten, weil sie zu Hause für die Männer kochen musste, die mit einem Schlitten die toten Kinder zum Grab ins Dorf brachten.

Ihre Schmerzen hat sie immer für sich behalten, sie war eine sehr starke Frau und ich habe sie deshalb immer bewundert. Richtig weinen gesehen habe ich sie nie. Wenn ihr die Tränen über die Wangen gerollt sind, hat sie ihre lange Schürze genommen und sich damit abgewischt und lächelnd gesagt: "Wenn ich nicht immer so schwitzen tät!"

Großvater wollte immer, dass sie schön angezogen sei und so kaufte er so manches Seidentuch und besondere Schürzen. Sogar eine Perlenkette mit zwölf Reihen ließ er für sie anfertigen, mit einem Kreuz und einem besonders leuchtenden Edelstein. Am Sonntag musste sie es in der Kirche tragen. Sonntags blieb Giuseppe vormittags immer zu Hause und kochte für die ganze Familie. Vom Fenster des Hauses aus konnte er von weitem seine schöne Frau bewundern, wenn sie mit dem leuchtenden Edelstein aus der Kirche trat.

Brautschau in Sover

Meine Mutter ist am 12. Oktober 1900 in Sover geboren und hat dort ihre Jugend verbracht. Bis dann mein Vater auf Brautschau kam und sie nach Gfrill gezogen ist.

Mein Vater suchte eine Frau, denn er lebte mit dem alten Großvater allein in der Mühle in Gfrill. Großmutter war schon einige Jahre tot. Es war Großvater, der ihn ermahnte, nach Sover zu gehen. Er wusste ja, dass die Teresa, das ehemalige Dienstmädchen, dort mehrere Töchter hatte.

So ging mein Vater die Töchter der Teresa besuchen. Die Brautschau hatte Erfolg; in Sover hat er meine Mutter kennen gelernt und nach drei Monaten am 16. Juni 1922 auch geheiratet.



Meine Eltern bei ihrer Hochzeit.

Meine Mutter war einmal in Neumarkt zum Wimmen. Sie ist mit einer Freundin dann über den Banklsteig nach Sover gegangen. Dabei sind sie an der Mühle vorbei gekommen. Und meine Mutter hat zu ihrer Freundin gesagt, da möchte sie niemals wohnen. Ein halbes Jahr später ist sie dort eingezogen. Sie hat sich dann in der Enge und Abgeschlossenheit des Tales neben dem wilden Bach nie besonders wohl gefühlt.

Vater hatte ihr auch immer wieder versprochen, mit der Familie wegzuziehen und in einem anderen Ort eine Mühle zu betreiben. Doch daraus ist nie etwas geworden.

Sie hatte starkes Heimweh und hat mir immer erzählt, wie schwierig es für sie in der einsamen Mühle war. Es gab in Gfrill gute Leute, die sie verstanden und ihr auch manchmal halfen. Für viele war sie aber ganz einfach nur "die Walsche".

In zwanzig Jahren hat sie 10 Kindern das Leben geschenkt:

Anna	am 31. März	1923
Alma	am 15. Juli	1925
Lino	am 26. März	1927
Robert	am 4. Juni	1928
Maria	am 28. Juli	1930
Rosa	am 30. Juli	1931
Theresia	am 30. April	1933
Josefine	am 8. Jänner	1938
Hildegard	am 31. Dezember	1940
Karl	am 21. August	1943

Die ersten acht Kinder sind in der Mühle auf die Welt gekommen. Die zwei letzten nicht. Weil die Mutter 1940 zu Sylvester einen Herzanfall hatte, ist sie nach Bozen zum Grieser Hof gebracht worden. Und Karl, der jüngste, ist 1943 auch im Grieser Hof geboren. Die anderen acht sind alle in Gfrill in der Stube geboren.

Als Geburtshelferinnen sind immer einige Frauen vom Dorf gekommen. Bei mir zum Beispiel war die Basel dabei. Die Mutter hat immer furchtbar schwere Geburten gehabt. An die meiner Schwester Josefine kann ich mich noch erinnern.

Wir Kinder wurden in ein Zimmer gesperrt, aber ich kann ihre Schmerzensschreie jetzt noch hören. Damals ist ein Nachbar mit dem Pferd bis nach Grumes (ins Cembratal) gegangen, um die Hebamme zu holen. Aber die war nicht da. Er ist dann den ganzen Weg wieder zurück nach Gfrill und dann hinunter nach Laag. Und von dort ist dann die Hebamme endlich mitgekommen.

Der Nachbar hat dazu unendlich lange gebraucht, fast die ganze Nacht. Und die ganze Nacht haben wir die Mutter schreien gehört und wir haben nicht gewusst, warum. "Wos isch denn?" haben wir gefragt. Ich weiß nicht mehr genau, was sie uns gesagt haben ... Zahnweh oder Ohrenweh. Und dann ist die Josefine auf die Welt gekommen. Die Mutter ist schwer erkrankt und ist nach der Geburt auch nie wieder richtig gesund geworden.

Die Hebamme von Laag ist recht alt geworden, sie ist jetzt in Neumarkt. Ich glaube, sie war schon über 80, da wurde sie im Radio nach ihren Erinnerungen gefragt. Und sie hat genau diesen Fall erzählt, von der schwierigen Geburt meiner Schwester Josefine!

Meine Mutter ist 1900 geboren. Sie hat die Anna mit 23 Jahren gehabt und den Karl mit 43 Jahren. In 20 Jahren hat sie 10 Kinder bekommen. Es waren eh' nicht so viele, manche hatten noch viel mehr. Gestorben ist bei uns keines. Wir müssen in unserem einfachen Essen viele Vitamine gehabt haben. Weil keiner ernstlich krank gewesen ist. Der Lino ist durch die Feuchtigkeit erkrankt, an Arthritis und am Herz. Aber sonst leben ja von den Kindern alle noch.



Familienfoto: Die 10 Kinder mit ihren Eltern in Gfrill.

Meine Mutter hat mit allen Leuten ein gutes Auskommen gesucht; Freundinnen hatte sie nicht viele. Sie hat sich auch nie in Streitigkeiten eingemischt. Nur einmal ist etwas passiert, das ihr fast das Leben gekostet hätte.

Der Bauer Lazzeri hatte eine Wirtschafterin, die Gretl, die war fanatisch auf den Hitler. Sie hat in ihrer Wohnung ein großes Hitlerbild an der Wand hängen gehabt. Und ihr hat meine Mutter einmal gesagt: "Tu doch die Muttergottesstatue hin, statt den Hitler!" Und da wäre sie bald verhaftet und abgeführt worden. Sie hat noch Glück gehabt, denn irgendjemand ist für sie eingetreten und man hat ihr verziehen.

Meine Eltern waren sehr gut zueinander. Ich habe sie nie streiten gehört. Man Vater hat nicht sehr viel gesprochen, er hat sich auch nie beklagt und gejammert, obwohl er sehr viel mitgemacht hat.

Er hat immer viel gelesen; er hatte nach seiner Verwundung im Krieg in Salzburg studiert und wäre auch Gemeindesekretär geworden, wenn nicht die Mühle gewesen wäre.

Sein Vater war ziemlich alt und hatte ihn als seinen einzigen vom Krieg verschonten Sohn gebeten, bei ihm zu bleiben und die Mühle zu betreiben. Als folgsamer Sohn brachte er es nicht übers Herz, nein zu sagen.



Vater Georg beim Hüten der Ziegen in der Nähe der alten Mühle

Es klappert die Mühle am rauschenden Bach....

Am Lauf des Aalbaches

Wo über Stein und Ranken
Der Aalbach schäumend dringt,
Und aus der Wehr der Planken
Sich durch das Tal hinunter schlingt.

Dumpf rollt das Rad der Mühle,
Laut pocht der Hämmer Wut.
Du Aalbach kühlst des Sommers Schwüle,
Der Mittaghitze Glut;
Und zauberst uns von weiten
Das längst entwichne Kinderglück,
Die sorglos frohen Zeiten
Des Kinderspiels zurück!

*Der Müllerstochter Rosi Teutsch in Kurtinig zur Erinnerung gewidmet
zum Geburtstag am 30. Juli 2005 von der Landsmännin Anna Pardatscher.*

In unserem Tal hörte man vor allem das Rauschen des Baches und das Klappern der Mühle.

In der Mühle ging es meist laut her. Das laute Klappern der Mühle zwang uns Kinder möglichst laut zu sprechen, um uns verständlich zu machen. Und dieses laute Reden ist uns auch geblieben.

Von meinem Vater habe ich viele Dinge gelernt. Ich habe ihm geholfen, wo immer ich nur konnte und er hat mir viel erzählt. Ich habe ihn in den Wald begleitet, bei der Holzarbeit oder beim Sammeln des Pechs. In der Mühle durfte ich mithelfen.

In der Nähe der Mühle stand der "Stompfn", in dem man die Gerste gestampft hat. Als Kind habe ich immer gedacht, dort werde ich mal wohnen.



Der "Stompfn", in dem die Gerste gestampft wurde (im Hintergrund die Mühle)

Bei Waldarbeiten hat einmal der Stoager einfach einen großen Baum den Hang hinunter rutschen lassen. Der ist auf den Stompfn gerutscht und hat ihn gespalten. Mein Vater wollte etwas für den Schaden, aber der andere hat ihm einfach nichts gegeben.

Das Material der Hütte ist mit der Zeit vom Bach mitgerissen worden, aber der große Mühlstein war zu schwer. Wir haben ihn alle vergessen und er war ganz mit Pflanzen bewachsen. Da habe ich gehört, dass ihn jemand von Auer holen will. Ich habe meinen Vater gefragt, ob ich ihn haben kann, weil es ein Stück meiner "Hoamet" war.

"Kind, du konschn gern hoben!" hat er gesagt. "Ober er werdt zu schwarz zum Auflegn sein!" Ich war damals schon verheiratet, aber mein Vater hat immer "Kind" zu mir gesagt. Mein Mann Richard ist dann einfach hinauf nach Gfrill gefahren und hat den Mühlstein aufgelegt und ins Tal gebracht.

Wir haben ihn im Garten bei unserem Haus in Kurtinig aufgestellt. Mein Vater hat sich sehr darüber gefreut. Wir haben diesen Mühlstein immer noch. Für mich ist er immer noch eine Erinnerung an meine Heimat.

Der zweite Weltkrieg war furchtbar; ich kann mich noch gut daran erinnern. Wir waren in großer Not. Wir wurden gezwungen für Deutschland zu optieren. Meine Eltern wollten das nicht, da meine Mutter nicht deutsch verstand. Mit Mutter haben wir Italienisch gesprochen, mit unserem Vater deutsch. Weil wir ein bisschen "Walsche" waren und noch dazu auch arme Leute, wurden wir auch benachteiligt.

In der Schule waren die Bedingungen sehr schlecht. Wenn wir auch noch so gut vorbereitet waren und alles gut konnten, so waren wir doch immer nur die "Walschen". Ich war immer körperlich ein wenig schwach und konnte mich nicht so gut konzentrieren.

Die Hausaufgaben mussten wir bei schlechtem Licht machen; wir hatten eine kleine Öllampe, aber dann mussten wir Öl sparen und so hat mein Vater Kienspäne angezündet; der Rauch hat in den Augen gebrannt. Manchmal gab es auch eine Kerze; später wurde auch mit einer Karbidlampe beleuchtet.

In der Früh mussten wir jeden Tag sehr früh aus den Betten, um nicht die Messe zu versäumen. Manchmal im Winter dauerte der Fußmarsch in die Kirche ins Zentrum von Grill fast eine Stunde. Wenn wir mit Verspätung in die Messe gekommen sind, wurden wir gezwungen, uns ganz vorne auf dem Steinboden niederzuknien. Oft waren wir total durchnässt und haben vor Kälte nur so gezittert.

Regelmäßig mussten wir zur Kommunion, meist am Sonntag oder am ersten Freitag des Monats und so mussten wir ohne Frühstück von zu Hause weg.

Nach der Messe mussten wir bei einem Bauern um ein Frühstück bitten. Für die Armen gab es beim Bauern einen eigenen Tisch und es gab "Friegelsuppe". In der abgetriebenen Milch war das Mehl oft schlecht unterrührt und es bildeten sich große Mehlbrocken; von denen bekam ich öfters einen starken Brechreiz. Einmal wurde das bemerkt und dann wurde ich geschlagen und zu Hause wurde ich auch noch ausgeschimpft. Denn wir waren arm und mussten mit allem zufrieden sein. So habe ich oft heimlich die großen Mehlbrocken in die Taschen meiner Kleider versteckt.

Einmal habe ich während der Schulstunde das Taschentuch aus der Tasche genommen, um mir die Nase zu putzen. Dabei habe ich mir das Gesicht mit Mehl verschmiert und so gab es wieder Schläge und Strafe.

Mein Vater hat mich oft in Schutz genommen, aber das half nicht viel, denn die anderen waren stärker.

Die Schulzeit war für mich die schlimmste Zeit in meinem Leben.

Schnupftabak und Kaiserschmarrn

Mit dreizehn bin ich nach Kurtatsch zum Benefiziat; die "Häuserin" war eine Frau aus Gfrill, Eleonora Dalvai hat sie geheißen. Sie hat immer Kinder aufgenommen, damit sie bei der Hausarbeit mithelfen. Ich musste für den Geistlichen die Taschentücher am Brunnen waschen. Sie waren fast so groß wie ein Kopftuch. Der Benefiziat hat starken Schnupftabak geschnupft; das war nicht so angenehm. Aber ansonsten war er gut zu mir. Abends hat er immer Kaiserschmarrn gegessen und ich habe immer hart darauf gewartet, dass er mir etwas übrig lässt. Das habe ich immer schnell aufgegessen.

Heute hätte ich die Möglichkeit, mir jeden Tag Kaiserschmarrn zu machen, aber er schmeckt mir nicht mehr.

In der Schule fühlte ich mich wie eine Fremde. Ich habe mit niemandem gesprochen, aus lauter Angst. Sie nannten mich "die Gfrillnerkönigin" und sekkierten mich, wo sie nur konnten. Wenn sich die Buben in der Klasse nicht gut benahmen, mussten sie aus Strafe neben mir sitzen. Für mich war es nicht fein.

Vor kurzem habe ich einen meiner damaligen Mitschüler getroffen; wir haben die Schulerinnerungen aufgefrischt und er sagte zu mir, dass sie früher nie ein fremdes Kind erdulden konnten und wir haben darüber gelacht.

Ansonsten aber war es in Kurtatsch ganz schön; ich habe immer gefolgt und gebetet und so konnte mich die Häuserin ganz gut leiden.

Das Schrecklichste war das Beichten; alle acht Tage mussten wir beim Benefiziat beichten. Ich war ganz sicher, dass der Pfarrer alles Gebeichtete seiner Häuserin erzählte; ich hatte manchmal Zucker geschleckt und so hatte ich ein schlechtes Gewissen.

Das letzte Schuljahr in Kurtatsch war für mich im Jahre 1945. Es gab immer wieder Fliegeralarm und wir mussten schnell aus der Schule heraus und in den Schutzkeller laufen; einmal hatte ich furchtbare Angst; es kamen mehrere Flieger gleichzeitig und Soldaten riefen uns zu: "Werft euch sofort zu Boden!"

In meiner Angst habe ich nicht aufgepasst und bin direkt in ein Drahtseil geflogen; der Draht bohrte sich mitten in mein Gesicht und ich blieb lange bewusstlos liegen. Als ich wieder zu mir kam, stand ich auf und ging langsam wieder ins Widum zurück. Ich habe nicht viel geblutet, aber mein Gesicht war blau und die Nase sah schrecklich aus. Sie war zweimal gebrochen. Die Schmerzen waren unerträglich und dazu habe ich mich so geschämt; die Kinder lachten mich aus und verspotteten mich.

Ein Soldat sagte zur Häuserin, sie solle mich zu einem Arzt bringen. Die Antwort war: "Schönheit spielt keine Rolle; Hauptsache ist, sie ist brav".

Der Krieg ging zu Ende, die Schule war von Soldaten besetzt und so gab es auch keinen Unterricht mehr. Meine Eltern hatten mich nach Kurtatsch geschickt, weil es in Gfrill meistens keinen Unterricht gab, aber wegen des Krieges konnte ich auch in der Schule in Kurtatsch kaum etwas lernen.

Im Sommer ging der Benefiziat mit seiner Häuserin nach Graun in die Sommerfrische; das war schön, denn die Grauner Kinder waren nicht so boshaft und hatten mich trotz meiner krummen Nase gern. Jeden Abend wurde Rosenkranz gebetet, aber das habe ich auch gern getan. Auch die Nachbarn kamen zum Beten. Es war eine schöne Zeit.

Im September kamen wir wieder nach Kurtatsch hinunter und mussten beim Wimmen mithelfen, denn das Widum war Besitz der Familie Carli. Und so mussten wir als Gegenleistung in den Feldern arbeiten und immer wieder arbeiten. Trotz meiner starken Kopfschmerzen.

Bei der Traubenernte waren viele italienische Mädchen mit dabei, die bekamen für die Arbeit ein Stückchen Brot zur Jause.

Ich bekam kein Geld und auch kein Brot, denn meine Arbeit galt als Pflichtleistung, weil wir im Widum wohnten.

Die italienischen Wimmerinnen sind auch vorzeitig weggezogen, denn die Arbeit war eine Sklaverei. Bei mir ging das nicht.

Daheim wussten sie nichts von meiner Verletzung; ich hatte einen Brief geschrieben, doch dieser Brief ist nie angekommen. Alle meine Briefe musste ich der Häuserin zeigen und sie um eine Briefmarke bitten.

Ich machte mir große Sorgen um meine Mutter, denn ich wusste, dass sie herzkrank war. Inzwischen war ich vierzehn Jahre alt geworden und musste mich nach einer Arbeit umschaun, um etwas zu verdienen.

Eines Tages kam mein Vater. Ich weinte, als ich ihn sah; er erkundigte sich besorgt nach meiner Nase. Die Häuserin sagte nur: "Sie ist hingefallen, aber das macht jetzt nicht mehr viel aus, das ist längst alles verheilt".

Ich erzählte meinem Vater auch, dass ich nach dem Unfall nicht mehr viel hören konnte, aber ich bat ihn auch: "Sag's nicht weiter, sonst verspotten sie mich!"

Mein Vater nahm mich mit nach Hause; zu Fuß gingen wir von Kurtatsch nach Neumarkt und dann durch den Banklsteig endlich zurück nach Hause. Es war Oktober.

Zwei Tage später ging ich zum Arzt (Dr. Weber) nach Neumarkt; ich war beinahe taub und wurde ins Krankenhaus nach Bozen gebracht. Es war von den Bomben ziemlich zerstört worden; nur einige Räume standen für Notfälle zur Verfügung. Ich wurde operiert; mein Kopf war voller Eiter und ich blieb drei Wochen im Krankenhaus. Dr. Zanon hatte viel Mitleid mit mir. Als ich entlassen wurde, brauchte ich viel Schonung.

Daheim war viel Elend und Krankheit. Mutter war schwer krank und mein Bruder Lino hatte eine Gelenksentzündung mit furchtbaren Schmerzen. Auch er war einige Zeit im Krankenhaus von Bozen gewesen, doch sie hatten ihn nach Hause geschickt, da die Ärzte keine Hoffnung mehr auf Heilung hatten. Auf einer Seilbahn, die für Holztransporte bestimmt war, haben sie ihn nach Gfrill und dann auf einem Schlitten nach Hause gebracht. Mein Vater ist noch in derselben Nacht nach Valfloriana ins Fleimstal aufgebrochen. Mit dem Licht einer Laterne hat er den langen Weg gemacht, um einen Kräuterarzt zu holen. Am nächsten Tag hat dieser mit der Kur angefangen. Farnkraut wurde gesammelt, die Wurzeln wurden zerstampft und mit heißem Wasser übergossen. Dann wurden sie in ein Leintuch gewickelt und auf die schmerzenden Stellen gelegt. Es ging bald wieder besser. Die Schmerzen gaben nach. Ganz geheilt wurde er allerdings nicht, denn das Herz war schon zu stark angegriffen worden.

Nach seiner Heilung wurde er Förster in Neumarkt. Er starb im Alter von 48 Jahren. Zu seiner Erinnerung wurde am Banklsteig ein Kreuz aufgestellt und eine Forsthütte nach ihm benannt.

Ich musste die Dämpfe von "Heuballen" und verschiedenen Kräutern inhalieren und langsam hörte ich wieder besser. Jedoch wurde ich in den darauf folgenden Jahren noch dreimal operiert.

Eine dieser Operationen werde ich nie vergessen: Dr. Zanon kam in den Grieser-Hof und operierte mich kostenlos, er bezahlte auch den Aufenthalt in der Klinik aus eigener Tasche. Er hatte ein gutes Herz und viel Mitleid mit den Armen. Leider starb er in jungem Alter; ich werde ihn nie vergessen, denn ich schulde ihm viel Dank.

Leben ohne Geld

Von der Mühle haben wir kein Geld eingenommen. Für das Mahlen hat man ein Maß Mehl behalten können. Geld haben wir nur durch die Invalidenrente meines Vaters bekommen. Eine kleine Rente, so dass er zum Beispiel Zucker und das Allernotwendigste kaufen konnte. Geld verdient hat er keines.

Um uns etwas zu verdienen, sind wir in den Wald gegangen, Pech und Schwammerl sammeln. Vor allem Pech, das wir dann an die Apotheken verkauft haben; damit haben sie, glaube ich, Seifen gemacht. Und auch Schnecken und Schwammerln haben wir gesammelt, aber nur für uns selbst.

Und "Lerget" haben wir auch gesammelt. Das haben der Vater und wir Kinder gemeinsam gemacht. Dazu haben wir viele Bäume mit einem Bohrer angebohrt und den Saft aufgefangen. Auch Latschenöl haben wir gemacht.

Oft bin ich mit einem Rucksack voller Beeren, Preiselbeeren und Schwarzbeeren, von Gfrill aus zu Fuß über den Banklsteig nach Neumarkt ins Tal und von dort aus nach Kurtatsch und habe die Beeren dort einigen Bauern abgegeben.

Meistens war ich barfuss unterwegs, um die "Knospen" zu schonen.

Und wir sind auch ins "Tagwerk" mitgegangen. Wir haben im Frühjahr die Lärchenwiesen, die ober dem Dorf lagen, geräumt. Wir haben oft sehr viel Holz und Äste wegräumen müssen, damit wir auf den Bergwiesen zwei oder drei Fuhren Heu für uns mähen konnten. Wir haben auch den Bauern beim Hüten geholfen. Für jedes Schaf, das wir gehütet haben, durften wir einmal beim Bauern essen.

Manchmal hat eine ältere Frau, die Gritl, auf uns Kinder aufgepasst und die Mutter ist bei Gfrillner Bauern arbeiten gegangen. Ich kann mich noch erinnern: damals war sie noch gesund.

Und sie ist zu den Bauern gegangen, um zum Beispiel die "Erdäpfel zu schneiden"; die Saatkartoffeln waren kostbar, deshalb mussten die alten Kartoffeln zurechtgeschnitten werden, um von einer Kartoffel drei oder vier Sämlinge zu erhalten. Das konnte unsere Mutter mit großem Geschick machen; deswegen ist sie auch gerufen worden. Dafür hat sie dann etwas bekommen, ein Stück Butter oder andere Lebensmittel.

"Das Kleid der Rosa hat sieben Farben"

Eingekauft haben wir nicht sehr viel. Gekauft haben wir vor allem den Stoff für die Kleider.

Meistens beim Pomaroli in Salurn, der hat uns manchmal einen ganz billigen Stoff auf Seiten getan, aber eine ganze Rolle. Wir haben immer alle die gleichen Hemden gehabt, für viele Jahre. Aus dem Stoff hat die Mutter dann Hemden für die "Mander" gemacht.

Die Kleider hat meistens die Mutter geschneidert. Da war eine ältere Frau, die war Schneiderin. Und sie war zuckerkrank, sie hat fast nicht mehr gehen können. Sie hat auch immer diese Blutsauger (Blutegel) am Halse hängen gehabt. Und diese Frau hat der Mutter immer auf einem Papier - einem Zeitungspapier oder irgendeinem anderen Papier - ein "Musterle" gezeichnet.

Und die Mutter hat dann für uns genäht. Meistens immer zu groß, damit man es jahrelang tragen konnte. Und man muss sagen, dass die Mutter uns immer sehr sauber gehalten hat.

Aber einmal hat die Lehrerin in der Schule gesagt, wir sollen einen kurzen Aufsatz schreiben. Nur einige Sätze. Und ein Bub hat dann geschrieben: "Das Kleid von der Rosa hat sieben Farben". Es waren sieben verschiedene "Flecklen" darauf genäht.

Man muss auch sagen, dass die Kirche sehr streng gewesen ist. Man hat einen langen Rock tragen müssen. Und der Pfarrer hat einmal gesagt, dass die Mutter uns neue Kleider machen muss, weil unsere zu kurz waren - obwohl sie bis unter die Knie reichten! Und er hat gesagt: "Wenn sie keinen Stoff hat, soll sie einen Sack nehmen".

Die Mutter hat immer gespart und angestückelt. Viel hat man aber auch geschenkt bekommen. Wir haben einen Onkel in Landeck gehabt, den Nikolaus. Und der hat immer "Paktln" geschickt, mit Sachen zum Anziehen.

Meinen ersten Mantel machte mir die Mutter aus dem Futter eines Militärmantels. Ich erinnere mich noch gut daran: er hatte zwei Knöpfe - und es kam mir vor, als sei ich im Himmel.

Und die Unterwäsche hat die Mutter auch selbst gemacht. Die Hemden hatten immer Ärmel dran und im Sommer haben wir sie dann als Blusen gebraucht.

Die Cospari vom Müller

Ja, die Kleider hat uns alle die Mutter gemacht. Der Vater hat uns die Schuhe gemacht, die "Knospen". Man hat oft alte Schuhe bekommen, bei denen die Sohle ganz kaputt war. An die hat der Vater mit Holz eine neue Sohle dran gemacht. Das waren dann unsere Schuhe ... deswegen haben sie uns in der Schule immer die "cospari" geheißen, weil wir Knospen getragen haben. Und wie haben wir uns alle geschämt!

Ich erinnere mich, dass die Maria und ich einmal von Gfrill nach Laag gegangen sind. Ich habe die Knospen angehabt und die Maria alte Militärschuhe. Und sie hat immer wieder zu mir gesagt, dass ich ein Stück voraus gehen soll, damit niemand sieht, dass ich ihre Schwester bin. Falls uns jemand begegnet.

Aber sogar diese Knospen haben wir aufgespart. Im Sommer sind wir immer barfuss gelaufen. Wir haben fast keine Zehen mehr an den Füßen gehabt, vor lauter an die Steine stoßen...

Für das Fest der Erstkommunion hat mir die Familie vom Pardatscher-Wirt ein paar Schuhe geliehen, nur für die Messfeier. Diese Schuhe waren drei Nummern zu groß und nach der Messe musste ich sie gleich wieder ausziehen und zurückgeben.



Rosa bei ihrer Erstkommunion (mit den ausgeliehenen Schuhen)



*Rosa bei ihrer Erstkommunion (mit den ausgeliehenen
Schuhen)*

Im Winter haben wir auch Socken getragen. Die Mutter hat sie uns gestrickt. Und auch die "Schwetter". Wolle spinnen hat sie nicht selbst können. Das hat eine andere Frau für uns gemacht. Als die Alma größer war, hat sie diese Arbeit gemacht und die Wolle mit dem Spinnrad gesponnen. Das Schaf geschoren hat immer der Vater. Wir Kinder haben dann das "Gratschen" gemacht, auf einem Stuhl mit Nägeln. Und dann hat die Alma gesponnen ... Manchmal haben wir die Wolle auch gefärbt; rot oder mit Streifen.

Unsere Haustiere

Ein Schaf haben wir immer gehabt, Schafe und auch Ziegen und eine Kuh. Und wenn alles gut gegangen ist, auch ein "Fackl", das der Vater gekauft hat. Wir haben das alles für uns selber gebraucht.

Einmal ist meinem Vater das "Fackl" weggelaufen. Er hat es durch Neumarkt getragen und ist mit dem Schweinchen in seinem Buckelkorb den Banklsteig hinaufgestiegen. Dann wollte er rasten und hat dabei den Buckelkorb von der Schulter herunter genommen. Da ist ihm das Schwein heraus gesprungen und weggelaufen. Und er hat es nicht mehr eingeholt.

Das war ein schlimmes Jahr! Wir hatten ohne "Fackl" kein Fleisch und kein Fett. Wir haben keine Würste machen können und auch keinen Speck.

Wir haben eine Wurstmaschine gehabt, eine sehr gute Wurstmaschine. Die ist durch ganz Gfrill weitergegeben worden, bis hinunter zu den Höfen. Und wenn die Bauern sie uns zurückgegeben haben, haben sie uns fürs Leihen immer auch ein paar Würste mitgegeben. Und meistens, wenn die Bauern geschlachtet haben, haben sie neben den Schweinen auch eine Kuh oder einen Ochsen geschlachtet.

Wir haben dann immer etwas bekommen: Knochen und "Schwartln", oft auch Blutwurst. Damit haben wir dann einige Monate Fleisch gehabt.

Wir haben nie für Geld sondern immer nur für Sachen gearbeitet. Wir haben die Wiesen geräumt und dafür Lebensmittel bekommen. Oder auch die abgerahmte Milch. Und auch Gerste, viel Gerste. Die haben wir nicht selber gehabt, sondern nur in der Mühle "gerengelt". Da haben wir etwas für das Mahlen bekommen.

Hinter der Mühle haben wir auch einen Acker gehabt, auf einer Terrasse. Aber der hat nicht uns, sondern der Basel Grete gehört. Wir haben auf den Äckern immer Kartoffeln angepflanzt. Kartoffeln haben wir immer gerne gegessen ... und Rettiche und auch "Kobes".

Unser tägliches Brot gib uns heute

Wenn es beim Frühstück kein Mus gegeben hat - aber das war eigentlich schon etwas Besseres - dann hat es "Schugl" gegeben. Den "Schugl" haben wir aus abgerahmter Milch und Wasser gemacht. Da hat die Mutter noch das türkenne Mehl (Mais) oder auch Weizenmehl eingerührt. Der "Schugl" war ganz lauter, wie eine Suppe. Wir haben sehr oft Schuglsuppe gegessen. Aber dann in der Schule haben wir schon bald einen großen Hunger gekriegt. Der Magen hat nur so gerumpelt.

Der Mais war ein Luxus, den haben wir vom Land (aus Salurn) bekommen oder auch gekauft. Brot hat es zum Frühstück keines gegeben, das mussten wir sparen. Wir hatten kein Geld, um es uns zu kaufen.

Das einzige Brot, das wir hatten, hat die Mutter gebacken. Alle 14 Tage hat sie große Brotlaibe gemacht. Sie hat sie in großen Geschirren stehen lassen und den Herd dazu auch im Sommer geheizt. Aber wir waren so daran gewöhnt, zu sparen, dass wir uns fast nicht getraut haben, das kleine Stück Brot für die Schule mitzunehmen. Wir hatten Angst, dass uns die anderen dann "sekkieren".

Zu Abend hat es manchmal "Plentn" gegeben oder auch "Tschutsch", das ist der Ofenplent. Da hat die Mutter einfach alles zusammen gerührt: Gerste, Schwarzplentn oder Türkenes Mehl, alles was im Haus war. Sie hat alles zusammengerührt und einfach im Rohr einen Tschutsch gemacht. Manchmal waren Eier drinnen, manchmal auch nicht. Aber es war sehr gut.

Wir haben kaum Vollmilch gehabt. Früher hat es eine Sennerei gegeben, wo wir manchmal Butter oder Käse bekommen haben. Da waren wir schon zufrieden. Und bei den Bauern haben wir oft Milch bekommen. Und das Wasser, das beim Käsemachen abgelaufen ist, das "Kaswossr". Das haben wir dem Fackl gegeben - ich kann mich nicht erinnern, dass wir es auch getrunken haben.

Der Vater hat bei der Sennerei eine Zeitlang die Buchführung gemacht. Vielleicht hat er da auch ein bisschen Geld bekommen, das weiß ich nicht. Aber von der Sennerei haben wir die Kübelmilch geholt. Die haben wir dann in Flaschen eingefüllt und in den Brunnen gestellt.

Dann haben wir Kartoffeln und Kübelmilch oder Kübelmilch mit Tschutsch gegessen - es war einfach etwas Gutes!

Manchmal hat es abends auch Gerstsuppe gegeben. Wenn kein Fett da war, hat die Mutter immer Milch dazu getan. Das hat auch gut geschmeckt.

Mittags hat es gegeben, was gerade da war. Viel, viel Plent, aber manchmal auch Kartoffeln und Gulasch oder ein Stückchen Wurst. Nudeln hat es selten gegeben, die hat man kaufen müssen; und der Vater hat lieber Plent als Nudeln gekauft.

Plent und ein Stückchen Käse haben wir auch immer zum Hüten mitgebracht. Aber es hat auch Zeiten gegeben, in denen man keinen Plent gehabt hat. Da haben wir dann halt Kartoffeln gegessen. Die Mutter hat auch oft Nocken gemacht ... Fleisch hat es nur an Feiertagen gegeben oder wenn gerade geschlachtet worden ist.

Gemüse haben wir sehr viel gegessen. Im Frühjahr schon ganz früh die Kresse, die im Bach unten gewachsen ist. Ich habe sie immer gesammelt und heimgebracht. Kresse haben wir sehr viel gegessen.

Wir haben auch Spinat aus Brennesseln gemacht ... Viele Kräuter, die wir gesammelt haben, sieht man jetzt überhaupt nicht mehr. Die Mutter ist immer mit einer hochgehaltenen Schürze herumgegangen und hat da ein bisschen gezupft und dort ein bisschen und dann hat sie das Ganze gekocht. Das war für uns etwas ganz Herrliches, oft auch mit einem hartgekochten Ei dazu. Hennen haben wir ja gehabt - aber es waren keine guten Leghennen. Sie haben wegen der Feuchtigkeit immer Arthritis an den Füßen gekriegt.

Von vielem hätten wir immer noch mehr essen können, als da war. Aber wir haben alle genug bekommen. Lieber hat der Vater weniger gegessen. Aber wir haben immer gemeinsam gegessen, alle Kinder und die Eltern. Alle Kinder, die in der Mühle geblieben sind.

Sechs Kinder sind alle auf einmal gemeinsam in die Schule gegangen. Viele waren bei Bauern. Ich bin schon mit 12 Jahren beim Bergerhof oben gewesen.

Die Kinder sind schon sehr früh von daheim weggegangen. Aber wir haben uns alle gefreut, wieder heimzukommen. Ich bin dann aber auch gerne wieder weggegangen, weil ich gesehen habe, wie sehr es daheim gebraucht wird, wenn man ein bisschen was mitbringen konnte.

Der Lino war als Bub schwerkrank, aber dann hat er mit 17 Jahren im Wald als Hacker gearbeitet. Den Eltern ist es dann ein wenig besser gegangen, weil er etwas verdient hat. Aber zu der Zeit war ich schon nicht mehr daheim.

In anderen Familien war es aber noch schlimmer; beim Friedl Lazzeri waren es 15 Kinder. Und ich kann mich erinnern, dass meine Mutter mich mit etwas Grieß und einem Ei hinauf geschickt hat, als die Frau ein Kind erwartet hat. Sie hat gar nichts mehr im Haus gehabt und hat sogar jemanden zu einem anderen Lazzeri-Hof geschickt. Aber dort war eine Wirtschafterin, die nicht helfen wollte und die hat sie wieder weg geschickt.

Der Friedl hat bei der Seilbahn gearbeitet und dann vielleicht ein bisschen mehr Geld als wir gehabt. Mit 15 Kindern war es aber schwer ... Zwei sind gestorben als sie noch sehr klein waren.

"Nimm das Holz im Wald - Es ist keine Sünde"

Ganz die Armen waren aber schon wir. Der Pfarrer hat einmal zum Vater gesagt: " Schau, Georg, es ist keine Sünde. Nimm dir etwas vom Holz im Walde, wenn du kannst!" Weil der Vater Angst hatte, dass er sich dabei versündigen könnte.

Der Pfarrer Laimer hat uns manchmal 100 oder 200 Lire gegeben - ein bisschen Geld. Er war aber selber arm und hat auch von Almosen gelebt.

Lebensmittelkarten haben wir im Krieg als kinderreiche Familie ja gehabt. Aber kein Geld, um mit den Marken etwas zu kaufen. Wir hätten vielleicht die Karten verkaufen sollen und ein Geschäft daraus machen. Aber die Eltern haben das nicht verstanden.

In Salurn hat man das Fleisch nur für 2 oder 3 Marken bekommen. Als Vater einkaufen wollte, haben die Leute schon mit offenen Händen gewartet, weil sie wussten, dass Vater nicht genug Geld hatte, um mit den Marken einkaufen zu können. Alles war schon ausgemacht. Da hat der Metzger ein schönes Geschäft gemacht. Der hat uns immer gesagt: " Ist schon in Ordnung, ist schon in Ordnung!", damit wir still sind. Und dann hat er das Geld mit unseren Marken gemacht. Aber die Eltern haben es einfach nicht verstanden.

Jedes Jahr hatten wir ein Kalb von unserer Kuh. Und wenn wir es verkauft haben, hat der Robert es zu Fuß an einem Seil von Gfrill hinunter führen müssen. Bei diesem langen Fußweg hat das Kalb schon einige Kilos verloren. Und dann hat es der Metzger auch extra nicht gleich gewogen, sondern vielleicht erst am nächsten Tag. So haben wir nur eine Kleinigkeit bekommen. So sieht man, wie man die armen Leute ausgenutzt hat!



Der Bruder Robert mit dem Kalb auf dem Weg nach Salurn

Kräuterdokter und Boandermandl

Wenn wir leichte Verletzungen gehabt haben, sind wir immer zum "Cella", wie wir ihn genannt haben. Er lebte im Fleimstal. Er war kein Arzt, sondern ein "Boandermandl".

Einmal habe ich mir den Fuß an einem alten Blech verletzt. Es war ein tiefer Schnitt, den haben sie aber nur verbunden. Und dann ist eine Infektion dazugekommen und ich hatte solche starke Schmerzen, dass ich es nicht mehr aushalten konnte.

Der Doktor hat gesagt, dass man den Fuß abnehmen muss und der Vater ist ganz erschrocken. Das war im März 1943, die Mutter hat den Karl erwartet. Und ich kann mich erinnern, dass die Mutter vor der Muttergottes geweint hat.

Der Vater ist dann zu Fuß zu einem Doktor nach Valfloriana gegangen. Der ist gekommen und hat mir Kräuter aufgelegt. Er hat selber eine Salbe gemacht, aus einem Eidotter und Pech und Speck und noch vielem anderen. Dann hat er den Fuß hoch hinauf getan. Und am Abend ist der Schnitt aufgebrochen und es ist sehr viel Eiter herausgeronnen. In dem Knochen waren sieben Löcher und von dort ist der Eiter gekommen. Der Doktor hat dann den ganzen Eiter abgekratzt...

Ich bin sehr lange gelegen, aber ich war geheilt. Ich hatte oben an der Hüfte schon einen "Pingl", bis dort war die Infektion schon gekommen. Und vor lauter Eiter hat sich die ganze Haut vom Fuß abgeschält. Er hat mir dann noch Bäder gemacht, mit Kräutern. Aber ich weiß nicht mehr, welche.

Auch dem Lino hat er geholfen, als sie ihn vom Grieser Hof wieder heimgebracht haben, zum Sterben. Wegen der Gelenksentzündung hatte er starke Schmerzen. Weggeführt haben sie ihn mit der Bahn, zurückgebracht mit einer Trage. Es hat nicht viel Hoffnung gegeben. Aber dann ist wieder dieser Kräuterdokter gekommen und hat diesmal die Wurzeln des Farnkrautes benutzt. Wir mussten sie schälen, stampfen und danach mit heißem Wasser überbrühen. Dann sind Packungen gemacht worden - die Flecken sind von den Leintüchern gar nicht mehr weg gegangen, Aber es hat die Schmerzen genommen und dem Lino ist es wieder besser gegangen.

Jedes Mal, wenn ich in den Wald gehe und das Farnkraut sehe, erinnere ich mich wieder daran. Es ist das ganz gewöhnliche Farnkraut. Das hat unter der Erde Knollen wie die Dahlien.

Sonst ... wenn es irgendwo wehgetan hat, wenn man irgendwo angestoßen ist und einen Schlag bekommen hat oder sich am Holz verletzt hat, dann haben wir einfach Pech aufgelegt.

Als den Robert eine Schlange gebissen hat, haben sie schnell den Vater geholt, der nicht so weit weg war. Der hat ihm dann mit dem Rasiermesser die Bisswunde aufgeschnitten und ausgesaugt. Das sollte man eigentlich nicht machen, aber wahrscheinlich hat der Vater gesunde Zähne gehabt. Er hat das Gift "herausgesaugt" und ausgespuckt und immer wieder herausgezogen und ausgespuckt. Und den Arm hat er schnell abgebunden. Und danach ist er mit dem Schlitten zu dem alten Dalvai. Der hat ihm Weißwein mit Raute gemischt gegeben und wir haben schauen müssen, dass der Robert nicht einschläft. Das haben sie ihm gegeben, damit er bricht.

Nicht immer ist es so gut ausgegangen. Einmal beim Stoager draußen hat der Vater das Kind schnell auf den Rücken genommen und ist ins Tal hinunter gerannt. Und er hat gespürt, dass der Bub immer schwerer und schwerer wird. Und unten war er schon tot. Den haben sie nicht mehr gerettet. Aber den Robert haben sie so gerettet.

Einmal an einem Sonntag, sind die Theresia und ich hüten gegangen. Ich war 7 Jahre alt und die Resi fünf. Wir haben die Kuh und die Ziegen gehütet. Wir hatten keine Uhr, aber wir haben immer auf die Sonne geschaut. Die Zeit hat fast immer gestimmt.

Es war zu Mittag und ein sehr warmer Tag. Die Kuh hat Schatten gesucht und ist durch Sträucher und Bäume gerannt. Sie hat ein großes Loch von Wespen (Erdwespen) aufgestört. Hunderte von Wespen sind umher geflogen.

Mich haben einige gestochen, aber die Resi war voller Stiche. Ich habe versucht, ihr die Wespen aus den Haaren zu zupfen, aber es waren zu viele. Der ganze Kopf war voll. Der Kopf und die Arme und die Beine sind angeschwollen. Zum Glück waren wir nicht weit weg von zuhause.

Vater hat schnell reagiert und Lehm mit Essig gemischt. Er hat eine Salbe daraus gemacht und sie der Resi auf den Kopf, die Arme und die Beine geschmiert. Meine Mutter und ich hatten große Angst und haben geweint. Wir haben gedacht, dass die Theresia stirbt. Sie war wahrscheinlich ohnmächtig, weil ich mich erinnere, dass sie so lange geschlafen hat. Aber zu der Zeit hat man ja nicht so viel davon verstanden.

Aber es ist alles gut gegangen: durch die rasche Hilfe meines Vaters ist sie wieder gesund geworden.

Heilkräuter für Leib und Seele

Und sonst, die Entzündungen von Augen oder der Nase oder den Ohren ... das haben wir alles mit Kamille geheilt oder mit Heuballen.

Ohrenweh hatten wir sehr viel. Wir haben viel Heuballen aufgelegt, die wir im Herd gewärmt haben. Als wir die Röteln hatten und lange im Bett liegen mussten, sind wir dann doch zu früh aufgestanden, weil wir so großen Durst hatten. Da haben wir alle Ohrenschmerzen bekommen. Das hat ganz schrecklich wehgetan. Da hat die Mutter die Heuballen in ein Säckchen getan und im Herd gewärmt und aufgelegt.

Auch bei Zahnweh. Bei Fieber hatten wir ja kein Thermometer zum Messen ... wir haben nie den Arzt geholt.

Wenn uns ein Zahn fest wehgetan hat, sind wir ins Tal hinunter zum Menestrina, der hat ihn uns gerissen. Er hat nicht lange geschaut, ob er gut oder schlecht war. Er hat ihn einfach gerissen - ohne Betäubung. Einfach schrecklich.

Meine Mutter hat mir das Sammeln der Heilkräuter beigebracht. Als ich größer war, ist ein Pater herauf gekommen, der uns auf die Berge mitgenommen hat. Er hat uns gezeigt, welche Kräuter wir nehmen konnten und wofür sie gut waren. Schafgarbe und Frauenmantel habe ich von ihm kennen gelernt.

Aber das meiste weiß ich von meinem Vater. Ich bin sehr oft mit ihm in den Wald gegangen.

Ich bin viel mit meinem Vater zusammen gewesen. Ich habe ihm in der Mühle geholfen, beim Mahlen, weil der Vater ja Invalide war. Er hat immer gesagt, ich soll das Schaffl nur halb voll machen. Um es zum Mahlen in die Steine zu werfen, hat man das Korn eine Stiege hinauf tragen müssen. Und unten ist dann das Mehl heraus gekommen. Ich bin mit dem halbvollen Schaffl hinauf- und hinunter gelaufen. Und ich habe die Säcke angefüllt.

Die Mutter hat sich bei Pflanzen sehr gut ausgekannt. Bei Salatpflanzen und vor allem bei den Kräutern. Es hat sie auch interessiert. Sie hat viel Tee gemacht. Wermut auch. Sie hat oft gesagt: "Trinkt's net soffl Wermut, susch derfiater i enk nimmer!". Weil der Wermut macht Hunger, regt den Appetit an. Und der Vater, wenn er starken Durst gehabt hat, hat immer Wermut gekaut.

Wir haben am Bach viel Kresse gesammelt; meistens haben wir sie als Salat gegessen. Wir haben die Kresse auch manchmal gesammelt und zum Wirt Lazzeri im Dorf gebracht. Manchmal hat er uns dafür ein Stück Brot gegeben.

Wir haben viele Beeren gesammelt, vor allem Schwarzbeeren und Erdbeeren und diese mit Polenta gegessen.

Kaffee aus Gerste und Eicheln

Daheim haben wir meistens Wasser getrunken; viel Wasser, weil es ja auch gutes Quellwasser war. Und sonst Gerstkaffee, viel Gerstkaffee. Wir haben ihn selber gebrannt. Die ganze Familie hat oft einen oder zwei Tage daran gearbeitet. Wir hatten eine Röstmaschine und haben die Gerste ganz langsam geröstet, denn wenn sie zu dunkel wird und anfängt zu rauchen, dann wird sie bitter. Mit einem Eisenmörser haben wir sie dann zerstampft. Zweimal im Jahr haben wir es gemacht.

Wein haben wir bei den Mahlzeiten nicht getrunken. Den ersten Wein haben meine Eltern getrunken, als der Richard hinaufgekommen ist - wegen mir. Da hat er ihnen oft einen Wein mitgebracht. Über die Seilbahn hinauf geschickt. Das war der erste Wein, den sie daheim gehabt haben.

Und zu Kriegszeiten haben wir auch Eicheln gesammelt. Es waren viele dort, bei der Seilbahn. Es waren richtig dicke. Wir haben sie den Fackeln gegeben, aber auch geröstet und gebrannt. Der Kaffee hat einen anderen Geschmack gehabt, als der Gerstkaffee. Er hat mir nicht so gut geschmeckt.

Aus Zichoriewurzeln haben wir nie Kaffee gemacht. Zichorie haben wir nur gegessen, ganze Schüsseln voll mit Speck. Das Öl hat der Vater gekauft, wenn er die Rente bekommen hat. Den Essig haben wir selber gehabt...

Es hat nur wenige Sachen gegeben, die man kaufen hat müssen. Salz, natürlich. Und Zucker, aber wir haben meistens Saccharin gehabt. Da war man eigentlich strafbar, wenn sie so etwas im Haus gefunden haben. Deswegen war es auch immer versteckt. Aber ich trinke schon seit ich 14 Jahre alt war den Kaffee immer ohne Zucker.

Wenige Nachbarn, wenige Feste

Kontakte hat man nicht viele gehabt. Man ist in die Kirche gegangen und dann gleich heim. Nur zu "Josefi" hat man sich getroffen. Einmal im Jahr, in der Fastnacht, haben wir ausgehen dürfen. Wir sind immer hinauf zum Parolari-Hof, den gibt es jetzt nicht mehr. Die Bäuerin ist vom gleichen Dorf wie unsere Mutter gewesen und es war immer recht lustig. Sie hat uns gerne angestrichen. Und sie hat Kartoffeln gekocht und ein Stück Wurst aufgeschnitten. Und dann haben wir Spiele gemacht; aber einmal haben wir auch Rosenkranz beten müssen.

Alle Jahre wieder

Weihnachten war für uns ein großes Fest. Einige Tage vorher sind wir Kinder Moos, Wurzeln und allerlei Sträucher sammeln gegangen. Daraus hat der Vater dann mit viel Geschick eine Krippe gebastelt. Wir durften immer zuschauen. Die Figuren haben wir aus Lehm oder Karton gemacht und schöne angemalt. Einige hat uns der Onkel aus Sover gemacht, sie waren aus Gips. Ich habe sie immer noch...

Den Christbaum haben die Eltern und später die älteren Geschwister geschmückt. Meistens war es der Gipfel von einem großen Baum. Er war sehr schön, aber ich war immer etwas traurig dabei. Ich habe viel darüber nachgedacht, dass der Baum für unser Fest sterben musste. Aber ich habe nie etwas gesagt.

Um Mitternacht war die Christmesse. Sie war sehr feierlich. Wir sind danach durch den Schnee nach Hause gegangen. Weihnachten hat es immer sehr viel Schnee gegeben, nicht wie jetzt.

Sobald wir zu Hause waren, hat es die Bescherung gegeben. Stoff für Hemden, Schürzen und Socken gab es. Mein Vater hat selber Schlitten und andere Spiele aus Holz gebastelt, zum Beispiel Mühle, Dame oder Tombola. Als Spielfiguren haben wir getrocknete Bohnen genommen.

Von der Mutter habe ich einmal eine Puppe aus Zelluloid bekommen: die hat sie geschenkt bekommen und für Weihnachten aufbewahrt. Ich habe mich sehr darüber gefreut. Einmal habe ich auch ein Gebetsbuch bekommen. Ich habe es auswendig gekonnt, so sehr habe ich mich gefreut. Ich habe lange Zeit an das Christkind geglaubt.

Die Geschenke habe ich immer schnell versteckt, weil vor allem die Maria mir viel weggenommen hat. Aber manchmal habe ich sie dann selber nicht mehr gefunden.

So habe ich einmal ein Buch über Schneewittchen geschenkt bekommen. Ich habe es immer heimlich zum Hüten mitgenommen. Ich hatte Angst, dass es mir die Maria nimmt. Ich hatte so große Angst davor, dass ich es im Wald vergraben habe. Ich habe ein tiefes Loch gemacht und es mit viel Moos bedeckt. Dann habe ich das Buch hinein gelegt und wieder Moos darauf getan, damit es ja nicht dreckig wird. Und dann habe ich Erde darauf getan. Vielleicht habe ich es zu gut versteckt, weil ich es nämlich nie mehr gefunden habe. Ich habe sehr lange danach gesucht.

Dann habe ich meine Geschenke immer im Haus versteckt, zum Beispiel in dem Mörser für die Gerste. Den haben wir nämlich nur zweimal im Jahr gebraucht.

Zu Weihnachten haben wir dann immer Tee oder Gerstkafee getrunken. Mutter hat meistens einen guten Strudel gemacht, mit Schwarzbeermarmelade gefüllt. Das hat sehr gut geschmeckt. Es war ein richtiger Festtag.

"Wünsch Glück, g'sunds neues Jahr!"

Zu Neujahr hat uns der Vater immer sehr zeitig in der Früh geweckt mit dem Gruß: "Wünsch Glück, g'sunds neues Jahr!" Es war ein besonderer Tag.

Wir sind in die Kirche gegangen und dann mit einer Tasche an jedem Haus und Hof vorbei. Wir haben Glückwünsche gebracht. Der Spruch war immer der gleiche: "Wünsch Glück, g'sunds neues Jahr!" Dann sind wir wieder gegangen mit dem Gruß: "Pfiat Gott und Vergelt's Gott!"

Die Bauern hatten das Brot schon vorbereitet. Es waren Laibe, eigens für Neujahr. Sie wurden "Bittschian" genannt. Manche haben es nur sehr schnell gebacken, so dass es in der Mitte noch roh war; oft waren es die reichsten Höfe, die das Backen für die Armen nicht so genau genommen haben. Aber es hat uns immer geschmeckt, weil wir ja arm waren. Wir haben zu Neujahr immer sehr viel Brot bekommen.

Manchmal haben wir auch Äpfel, Birnen oder Kekse bekommen. Es war sehr lustig, aber auch kalt. Wir haben uns immer wieder in den Häusern die Hände am Herd gewärmt.

Später haben wir einen anderen Spruch aufgesagt:

Ein kleines Schulkind bin i
Drum wünsch i kurz und innig
Ein glückliches Neujahr.
G'sundheit, Freude, Friede
Sei Euch von Gott beschieden
Wie heut so immerdar!

Vorräte für den Winter

Wenn wir Fleisch von unserem "Fackl" hatten, dann haben wir es immer mit Salz gesurt im Surkübel - ich habe eh noch einen da. Und dann haben wir es aufgehängt zum Trocknen.

Einmal habe ich eine Kuh gehütet, ich habe sie immer die "Roate" geheißen, weil sie so ein rötliches Fell hatte. Die ist dann auf Gfrill geschlachtet worden und wir haben auch ein Stück bekommen für das Hüten. Das hat der Vater in der Mühle aufgehängt und auch gesurt. Ich erinnere mich nicht mehr, ob wir die Schafe und die Ziegen auch gesurt haben. In der Gerstsuppe war immer ein Stückchen gesurtes Fleisch drinnen. Es ist wie Stroh gewesen, weil es so trocken war. So ein getrocknetes Fleisch haben wir auch bei den Bauern bekommen, für unsere Arbeit.

Für den Winter haben wir öfters Schnecken gezüchtet. Wir haben ihnen ein Bett aus Sand und Moos hergerichtet und sie regelmäßig gefüttert und gebadet. Gegessen wurden sie erst, als sie sich im Haus eingeschlossen hatten. Mir haben die Schnecken nie geschmeckt.

Getreide haben wir nur das gehabt, das die Leute zum Mahlen gebracht haben. Kartoffeln haben wir schon selber gehabt, die haben wir dann in den Keller getan. Und auch die Rettiche und die Rüben und den Salat.

Wir sind dann auch immer dort hinausgegangen, wo viel Holunder gewachsen ist und haben die Holunderbeeren gesammelt. Ganze Körbe voll Holunder haben wir gesammelt und dann Sulze gemacht, in großen Kübeln; und es ist uns nie etwas zugrunde gegangen ist. Wir haben nicht viel Zucker gehabt, aber wir haben die Marmelade lange, lange kochen lassen. Und auch Schwarzbeeren und Granten haben wir gesammelt.

Die Eier haben wir in Kalk gelegt. Wir haben den Kalk selber gehabt, ihn selber aus den Bachsteinen gebrannt. Zuerst haben sie mit den Steinen einen Haufen gemacht, mit einem Loch für das Schüren. Und sie haben es zugedeckt, glaube ich, und dann drei Tage und Nächte brennen lassen. Die Steine sind dann zerfallen. Dann haben sie es mit Wasser löschen müssen. Der Kalk ist ganz weiß geworden und alle waren ganz stolz darauf. Er ist fast wie eine Paste geworden, ganz weich.

Wir haben ihn zum Verweißen gebraucht. Das haben wir jedes Jahr getan, die Küche sogar zweimal im Jahr. Die Mutter ist nachgegangen und wenn auch nur ein Strich drinnen war, ist sie noch einmal drüber gefahren. Das war eigentlich ein schöner Tag, wenn wir geweißelt haben. Wir haben draußen gegessen und Plent gekocht und haben auch eine Milch bekommen.

Kaffee für die Mutter

Wir haben immer mit den Tschurtschen gespielt. Die kleinen waren die Fackln, die größeren die Schafe und die ganz großen die Kühe. Und ganz die allergrößte Tschurtsche war dann der Stier. Wir haben ganz wunderbar gespielt.

Oder auch mit den Fadenspulen, das hat uns der Vater gezeigt. Das ist ein ganz nettes Spiel: über Bretter hinauf und auf der anderen Seite hinunter ... Und wir haben uns selber aus Stauden Pfeifen gemacht.

Wir haben zwischen den Bäumen auch Häuser gebaut und Familie gespielt. Alma war immer die Mutter und Robert der Vater. Wir haben stundenlang gespielt.

Mutter ist uns immer besuchen gekommen. Wir haben sie hinsetzen lassen, weil wir auch Stühle hatten. Die haben wir selber aus Moos aufgehäuft. Und wir haben ihr einen weißen Kaffee gemacht. Wir haben Lehm mit Wasser verrührt, dann ist das Wasser milchig und schaumig geworden. Wie Kaffee.

Wenn ich so zurückdenke, muss ich sagen, dass wir trotz der großen Armut gut gelebt haben. Wir waren zufrieden, wir waren gesund. Wir haben ein gutes Familienleben gehabt und ich denke mit Freude an diese Zeit in Gfrill zurück.

Ein neuer Abschnitt



Rosa und Richard vor der Mühle in Gfrill

Ich war in Terlan im Dienst, bin aber meine Eltern oft besuchen gegangen. Einmal bin ich von Salurn aus zu einem kurzen Besuch nach Gfrill. Ober Buchholz bin ich einem feschen jungen Burschen begegnet. Er hat zwei Kühe und ein Kalb nach Gfrill zu einem Bauern getrieben. Sie sollten den ganzen Sommer über oben bleiben. Und er hatte eine Ziehharmonika auf den Schultern.

Das Kalb war müde und wollte nicht weiter, da habe ich ihm ein wenig geholfen. Dabei haben wir uns unterhalten. Er hieß Richard und war aus Kurtinig. Er war 21 Jahre alt.

Abends hat er mich bei meinen Eltern kurz besucht. Er trug Lederhosen und eine kurze Jacke und hat etwas Musik gemacht. Als Vorwand wollte er mich fragen, ob ich vielleicht beim Wimmen helfen konnte. Und er hat mir versprochen, mich in Terlan zu besuchen.

Ich habe mich gleich in ihn verliebt. Aber meine Mutter sagte dauernd, dass ich viel zu jung bin. Ich sollte abwarten, weil ich erst 17 Jahre alt war.

In Terlan hat er mich dann wirklich besucht, aber nur ganz kurz. Immer war ein Kollege dabei, der ihn mit dem Motorrad zu mir geführt hatte. Das war alles, was ich von ihm in zweieinhalb Jahren gehört habe. Ich hatte auch andere Bekannte, aber ich habe immer wieder an Richard gedacht.

Am 19. März 1951 habe ich in Salurn bei meiner Schwester Alma ausgeholfen. Sie hatte eine Bar gemietet und es war Kirchtage in Salurn. Deshalb habe ich ihr geholfen, die Gläser auszuspülen. Wie ich so beschäftigt war, sah ich im Spiegel vor mir, wie die Tür aufging. Es war Richard, der sich bei meiner Schwester nach mir erkundigen wollte. Ich hatte einem anderen Verehrer dauernd gesagt, dass ich nicht von meiner Arbeit in der Bar wegkonnte. Aber als ich Richard sah, ließ ich alles stehen und liegen. Wir haben uns sehr gefreut, uns zu sehen.

Wir gingen ein wenig spazieren und er fragte mich, wieso ich mir die langen Zöpfe abgeschnitten hatte. Aber dann sagte er, dass ich ihm auch so gefalle. Ich war sehr froh. Er erzählte mir von seiner Familie.

Am nächsten Tag stellte er sich meinen Eltern in Gfrill vor und bat um meine Hand. Kurz danach stellte er mich seinem Vater, der Witwer war, vor. Mir war das alles zu schnell, aber sein Vater mochte mich gleich. Er fragte seinen Schwager Heinrich, einen Priester, der zu Besuch war, ob er uns nicht trauen konnte. Heinrich sagte, dass er im August dieses Jahres einen Termin frei hatte. So wurde die Hochzeit festgesetzt.

Wir heirateten im Bozner Dom, der von den Bomben noch ganz zerstört war, und fuhren zur Hochzeitsreise ins Pustertal.



*Rosa und Richard bei ihrer Hochzeit
– im Hintergrund der zerbombte Bozner Dom.*

Wir hatten wenig Geld, aber wir hatten auch keine Angst vor harter Arbeit. Mit der Zeit haben wir uns etwas aufgebaut. Wir sind 1960 vom Dorfzentrum in Kurtinig in unser jetziges Haus am Dorfrand umgezogen. Die Kinder hatten endlich einen Hof zum Spielen und ich hatte einen großen Balkon.

Ich habe sofort mit den Blumen angefangen, obwohl mich die Nachbarn ausgelacht haben. Aber das haben sie mir alle inzwischen nachgemacht. Erst vor kurzem hat mir eine alte Frau erzählt, dass ich von allen verspottet worden war, wegen der Blumen. Aber dann hat es nach einigen Jahren so schön ausgesehen, dass die Frauen im Dorf es mir nachgemacht haben.

Richard und ich haben 5 Kinder groß gezogen und es war sicher nicht immer leicht. Aber jetzt sind alle Kinder außer Haus. Alle haben einen guten Beruf und selber eine Familie. Ich muss sagen, ich bin sehr stolz auf meine Familie. Und auf alles, was wir erreicht haben.

Wir waren immer die Armen, die *cospari* vom Müller. Aber in unserer Familie sind alle anständig geblieben und haben es zu etwas gebracht. Viele, die uns damals ausgenutzt und ausgelacht haben, haben später große Schwierigkeiten gehabt. Durch unsere Erziehung waren wir Zanol es gewöhnt, schwere Zeiten durchzumachen. Wir haben sie alle überstanden. Das verdanken wir unseren lieben Eltern und unserer schönen Kindheit.

Weihnachtsgeschichten

Weihnachten in der alten Mühle in Gfrill war immer eine schöne Zeit. Mit meinen Geschwistern habe ich im Wald Moos, Baumwurzeln und Sträucher gesucht, um eine Krippe zu bauen. Vater hat uns immer dabei geholfen, meist einen ganzen Tag lang. Eine kleine Öllampe wurde angezündet, damit es das Christkind nicht zu kalt hat. So hat es unsere Mutter erzählt.

Am Heiligen Abend hat Mutter einfache Kekse gebacken und gut versteckt, damit wir sie nicht entdecken konnten. Denn die Kekse brachte das Christkind; meist gab es auch einen großen Strudel, gefüllt mit Schwarzbeermarmelade. Eine ganz besondere Delikatesse.

In einem großen Kessel wurden die Kartoffeln gekocht. Unsere große Schwester hat uns mit einem großen Taschentuch den Mund zugebunden, damit wir keine davon kosten konnten. Wir mussten nüchtern bleiben für die Kommunion. Um Mitternacht war die Messe; wir stapften durch den Schnee ins Dorf hinauf zur Kirche. Es war eisig und Vater hatte die Fußseisen an. Die kleinen Geschwister hat er an der Hand geführt, die großen liefen voraus und beleuchteten den Weg mit Kienspänen. Mutter blieb zu Hause, denn die ganz kleinen Kinder konnten nicht mitkommen.

Wir hatten Knospfen an und „Fatschn“, mit denen wir unsere Beine eingewickelt hatten. Stoffe aus Loden, die wir bis zu den Knien wickelten, damit die Wollstrümpfe nicht so schnell nass wurden. Nass wurden sie aber trotzdem. Die Strümpfe hatte Mutter aus Schafwolle gestrickt. Sie hielten warm, zwickten und kratzten aber recht stark auf der Haut. Meine Schwester Anna hatte einmal die Seiten aus einem Gebetsbuch gerissen, um ihre Haut damit zu schützen. Anderes Papier gab es zu Hause nicht. Natürlich gab es für sie dafür tüchtige Schimpfe.

Der Weg zur Kirche war lang und dunkel, doch der Himmel war voller Sterne, große und kleine. Die Kirche war von vielen Kerzen beleuchtet, denn elektrische Beleuchtung gab es nicht.

Zurück von der Mette warteten wir aufgeregt in der Küche um den großen Herd. Auf dem Tisch dampfte der volle Topf mit Kartoffeln; unser Festessen. Kartoffeln gewürzt mit Salz, Pfeffer und Knoblauch.

Endlich klingelte die Glocke; dann stürmten wir in die Stube zur Feier und Bescherung. Der Christbaum war geschmückt mit Äpfeln, Kugeln und vielen leuchtenden Kerzen. Mein Vater war stolz darauf, jedes Jahr etwas Neues auf den Baum zu hängen.

Es gab immer *Geschenke* für jeden von uns: Stoff für Schürzen und Hemden, wollene Strümpfe, die Mutter über das Jahr gestrickt hatte, aber auch kleine Stücke Schokolade, Feigen und Nüsse und Äpfel. Manchmal gab es nicht genügend Äpfel für alle, dann wurde geteilt.

Für die *Großen* gab es einen Schlitten, den Vater selbst gemacht hatte; auch die Spiele für uns hatte Vater selber hergestellt. Eine „Mühle“ und „Dame“ mit schwarzen und weißen Bohnen, Tombola und Domino aus einfachen Holzstücken.

Das ganze Jahr über sammelten Mutter und Vater ihre Weihnachtsgeschenke für uns. Alles war mit viel Liebe bearbeitet.

Theresa hat eine selbst geschnitzte Puppe aus Holz bekommen, mit einem Kopftuch, um den Kopf zu bedecken, weil der nicht besonders gut gelungen war. Ich habe auch eine schöne Puppe aus Zelluloid erhalten, mit einem großen Verband am Arm, so konnte man die kaputten Stellen nicht sehen, denn sie war nicht neu.

Vater sagte, die Puppe hat sich auf der langen Reise vom Himmel auf die Erde verletzt. Ich habe meine Puppe dann jeden Abend in mein Gebet eingeschlossen, damit sie nicht mehr kaputt wird, denn die Freude war groß. Einmal habe ich auch ein Gebetsbuch erhalten, das ich immer noch habe. Vor lauter Lesen konnte ich es auswendig.

Weihnachten im Kriegsjahr 1943

Am Vorabend des Weihnachtstages sind wir Kinder auf den Madrutter Berg, um die Schafe zu suchen. Sie waren aus dem kalten und vereisten Tal hinauf, um frisches Gras zu suchen.

Plötzlich hörten wir über uns in der Luft einen großen Krach, dann haben wir mehrer Flieger gesehen, die in tiefem Flug über uns vorbei flogen. Wir haben uns flach auf den Boden geworfen und haben gebetet. Dann sind viele dünne Streifen glänzendes Papier (wie Stanniolpapier) über uns gefallen.

Wir haben uns gefreut und diese Streifen gesammelt. Zu Hause haben wir damit den Christbaum geschmückt. Wir hatten keine Ahnung, warum die Flugzeuge diese silbernen Bänder abgeworfen hatten.

Am Tag danach kam aus Salurn die Jöchlerin; sie betreute die Optantenfamilien, in denen kleine Kinder waren.

Sie wollte nachsehen, wie es meinem jüngsten Bruder ging, der wenige Monate zuvor in einem Luftschutzkeller in Bozen zur Welt gekommen war. Mit großer Freude habe ich ihr den geschmückten Christbaum gezeigt. Sie hat geschrieen und geschimpft; wir sollten alles sofort entfernen und in die Erde graben, weil die silbernen Streifen vom Feinde kamen. Das Warum habe ich erst später verstanden. Dadurch sollte die Flugabwehr (Flak) in Buchholz gestört werden.

Wir wollten unseren Eltern eine Freude machen, aber Vater hat uns ermahnt, dies nicht mehr zu tun. „Klaubt keine Dinge vom Boden auf, die ihr nicht kennt!“ Von den Fliegern aus wurden auch Waffen abgeworfen und einige Kinder sind durch gefundene Waffen und Handgranaten getötet worden.

Am Weihnachtstag bekamen wir auch Besuch von der Gretl vom Paradeis; sie klopfte, öffnete die Tür, warf einige Holzknospen in die Küche und schrie: „Heil Hitler - Frohe Weihnachten“ und weg war sie, auf und davon. Meine Mutter rief ihr noch ein „Danke“ und „Vergeltsgott“ nach; aber Gretl drehte sich nicht mehr um. Wir waren ihr zu minder; sie hatte die Aufgabe, Geschenkpakete an die armen Leute zu verteilen, aber viele dieser Geschenke wurden ungerecht verteilt. Ich kann nicht vergessen, dass sie meine Mutter anzeigen wollte, weil diese ihr gesagt hat, sie solle lieber das Muttergottesbild über ihr Bett hängen, als das Foto des Führers.

Dies war das letzte Mal, daß ich als Kind Weihnachten zu Hause gefeiert hatte. Ich war 12 Jahre alt, musste aber dann in anderen Orten für Kost und Unterkunft arbeiten. Zuerst in Graun, dann in Kurtatsch, Altrei und Terlan.

Erst viele Jahre später, als meiner Mutter schon sehr krank war, haben wir uns wieder in Gfrill zum Weihnachtsfest getroffen.

Die Weihnachtsfeiern in der Mühle sind mir immer in Erinnerung geblieben. Wir waren arm aber zufrieden; wir haben viel gemeinsam gesungen und gespielt und als Familie zusammen gehalten. Deshalb freut es mich auch jedes Jahr aufs Neue, wenn wir uns hier in Kurtinig treffen und feiern.

2. Teil

In Kurtinig



Dorfplatz in Kurtinig in den frühen 50er Jahren

Die Hochzeit

Wie ich den Richard kennen gelernt habe, habe ich bereits geschrieben. Ich hatte ihn gern, aber ans rasche Heiraten hatte ich nicht gedacht.

Im Mai 1951 hat mich Richard auf seinem Motorrad nach Kurtinig gebracht; er wollte mich dort seinem Vater vorstellen.

Richard senior war zwar von seiner Körpergröße her klein und schwächling, aber ein Kommandant von Natur aus.

Er drängte auf eine rasche Heirat. Und als ich ihm sagte, dass ich noch keine Ausstattung beieinander hatte, winkte er ab: Es ist alles da, was wir brauchen. Wäsche, Handtücher und all das, was in ein Haus gehört.

Er hatte auch schon seinen Schwager Heinrich kontaktiert. Dieser war damals Dekan im Städtchen Hall in Nordtirol.

Monsignor Heinrich, von allen Onkel Heinrich genannt, hatte Mitte August noch einen Termin frei und so kam es am 11. August zur Hochzeit. Viel zu schnell für mich, da ich noch gerne in Terlan weitergearbeitet hätte, um etwas Geld zu verdienen.

Vor der kirchlichen Hochzeit fand in der Gemeinde Neumarkt die zivile Trauung statt. Mein Vater hatte mich hin begleitet weil ich noch nicht volljährig war und seine Unterschrift brauchte. Richard kam in alten schmierigen Lederhosen. Niemand hatte ihm den Rat gegeben, sich etwas ordentlicher zu kleiden. Der Gemeindesekretär hat deshalb auch tüchtig geschimpft: „Poteva almeno mettersi pantaloni lunghi!“

Dann hat der Sekretär aus einem Buch einen langen italienischen Text vorgelesen, von dem wir überhaupt nichts verstanden und uns dann gesagt: „Dite ´si´ o ´no´“. „Nein“, sagte ich, denn ich hatte kein Wort verstanden. „No“ sagte dann auch Richard, Der Gemeindesekretär wurde zornig: „Sedetevi, siete bambini!“ Wir haben uns wieder hingewetzt und die Prozedur begann von neuem, ohne dass wir mehr davon verstanden. Ich war so eingeschüchtert, dass ich kein Wort mehr hervorbrachte. Dennoch kam es dann schließlich zu einem gemeinsamen „Si“. In ein Packpapier eingewickelt hatte Richard einige Stück Speck und Brot mitgebracht; dieses „Hochzeitsmahl“ sollten wir in einem Gasthaus essen und ein Glas Wein trinken, so zumindest hatte es sich Richards größere Schwester Tilli vorgestellt. Aber ich bin dann gleich zu Fuß mit meinem Vater über den Banklsteig zurück nach Gfrill gegangen. Vater hat mich getröstet und gesagt,

dass Richard noch sehr jung sei, aber es sicher besser werden würde. Und dass wir jetzt eben verheiratet seien.

Die Hochzeit in der Kirche gab es dann Mitte August im Bozner Dom, der noch immer von den Kriegsbomben beschädigt war. Die Messe hielt, wie versprochen, Richards Onkel Heinrich Heidegger, der schon seine Eltern getraut hatte.

Zur Hochzeitsreise ging es nach Sexten ins Pustertal, wo wir drei Tage lang blieben.

Nach Kurtinig zurückgekehrt, begann das gemeinsame Leben mit Richard; eine lange Zeit von mehr als 60 Jahren, die immer noch anhält.

Das Haus auf dem Dorfplatz

Der Einzug ins Haus war ein ziemlicher Schock für mich; es gab kaum Bettwäsche, Handtücher, Tischtücher und dergleichen. Richards Mutter war seit drei Jahren verstorben und eine nahe Verwandte hatte einen Teil des vorhandenen Hausrats für ihre Familie gebraucht. Kurzum, es war fast alles verschwunden.

Die beiden Richard - Vater und Sohn - hatten mehr schlecht als recht den Haushalt geführt; bei ihnen wohnte auch Richards jüngerer Bruder Heinz und für einige Zeit auch Richards Schwester Tilli. Sie war zwar schon verheiratet, in der Wohnung ihres Mannes war aber nicht genug Platz.

Unsere Wohnung war feucht. An den Wänden der Küche klebte eine dicke Schimmelschicht; durch eine kleine Öffnung in der Tür hatten früher die Hühner herein- und hinausspazieren können. Vor der Hochzeit hatte Richard diese Öffnung geschlossen.

Der größte Raum war die Diele, mit einem alten Holzboden. Dort hing der Mais zum Trocknen und dort traf man sich auch zum „Tschilln“.

Die Wohnung lag am Dorfplatz, direkt gegenüber standen das Pfarrwidum und daneben die Kirche.

Es fehlten die Vorhänge in den Zimmern; einmal kam die Häuserin mit einigen Plastiktüchern und bat uns, wir sollten diese Tücher doch am Fenster meines Schwiegervaters anbringen, damit der Pfarrer abends und nachts nicht in die Zimmer sehen konnte.



Dorfplatz in Kurtinig um 1960

Kurzum, es gab viel zu tun, im Haus wie in den Feldern.

Es war eine Zeit großer Armut und das mag wohl der Grund dafür sein, dass Verwandte manchmal etwas „mitgehen“ ließen. Namen möchte ich natürlich keine nennen, denn das bringt nur Unfrieden. Die Geschichten liegen lange zurück und wenn sie auch nicht vergessen worden sind, verziehen sind sie es schon lange.

Eigentlicher Chef im Hause war mein Schwiegervater; er hat die wichtigen Entscheidungen getroffen und ich habe nie erlebt, dass sein Sohn ihm widersprochen hat. Mit Richard konnte ich nie ausgehen, denn Schwiegervater Richard hat immer gesagt: „Eine Frau soll daheim bleiben“. Er hat es auch nicht gern gesehen, wenn im Hause geredet und gelacht worden ist. Manchmal habe ich abends, als die Kinder schon schliefen, mit meinem Schwager Heinz

in der Küche geplaudert, und dann ist er im Pyjama herausgekommen und hat uns ins Bett geschickt. Es wurde überhaupt wenig miteinander gesprochen. Wenn Heinz etwas tat, was dem Schwiegervater nicht passte, hat es keine Worte, sondern Watschn gegeben.

Heinz hat mir später gesagt, dass es im Haus erst nach meiner Ankunft erträglicher und lustiger geworden ist.

Ich konnte aber nicht weg, um einmal „frische Luft“ zu schnappen. Wenn es meinem Mann zu eng wurde, ist er einfach weggegangen. Ich konnte das nicht. Beim ersten Weihnachtsfest nach meiner Heirat war es so still und traurig, dass ich mich gefragt habe: „Wie lange werde ich hier noch solche Weihnachten ertragen müssen?“

Wenn es - was nicht oft vorkam - im Haus und Feld weniger zu tun gab und ich in der Früh auch länger schlafen hätte können, kam mein Schwiegervater an die Tür und klopfte laut, mit dem Kommando, dass es Zeit zum Aufstehen ist.

Richard und Heinz sind eigentlich lustige und gesellige Leute; sie spielen Theater und lachen gerne. Aber im Hause war alles still und ernst.

Die Hosen des Monsignore

Onkel Heinrich war eine bekannte Persönlichkeit. Er hatte in Rom Theologie und Philosophie studiert und war dann Religionslehrer am deutschen Gymnasium in Trient. In Trient hatte er auch nähere Kontakte mit dem späteren Ministerpräsidenten De Gasperi. Im Ersten Weltkrieg war er mit Marschall Tito im selben Regiment und erhielt viele Auszeichnungen.

Nach dem Krieg setzte er sich für das Selbstbestimmungsrecht Südtirols ein. Dann war er lange Zeit als Religionslehrer in Innsbruck tätig, bis ihn die nationalsozialistischen Behörden aus der Schule entfernten, weil er ihnen zu streng religiös war. Später leitete er das Priesterseminar in Volders und Matriei und übernahm das Dekanat in Solbad Hall. Der Papst hatte ihm auch den Titel eines päpstlichen Geheimkämmerers verliehen. Er konnte sehr gut predigen und war immer voller bissigem Humor. Ich habe ihn sehr geschätzt.



Monsignor Heinrich Heidegger

Monsignor Heinrich hat uns öfters besucht und sich auch länger in unserem Hause aufgehalten. Es war für ihn sein „Hoamatl“. Seine eigentliche Heimat in Margreid hatte ihm sein Bruder bei der Option abgeluchst. Dieser hatte sich fürs „Dableiben“ entschieden und dem Heinrich gesagt: Wenn du nicht auf alles verzichtest und es mir überlässt, werden es dir die Faschisten wegnehmen“. Schweren Herzens hatte dann Heinrich die Schenkung unterschrieben.

Deshalb war Heinrich meistens bei uns, wenn er nach Südtirol kam.

Einmal hatte er einige befreundete geistliche Prominente zum Essen eingeladen. Ich konnte recht gut kochen, vor allem wenn es was gab, dass man gut kochen konnte. Meistens konnte ich nur ein „Arme-Leute-Essen“ zubereiten, weil nichts anderes da war. Deshalb war ich auch geehrt von der Einladung, für solch prominente Gäste zu kochen.

Heinrich hat mir genügend Geld gegeben, um gute Sachen einzukaufen und mir dann gesagt: „Du kochst etwas Gutes für uns, aber bereite uns auch einen schön gedeckten Tisch. Ich würde mich freuen, wenn du das schöne Silberbesteck aufdeckst, dass ich dir zur Hochzeit geschenkt hatte.“

Als ich das hörte, bin ich von allen Wolken gefallen, denn das Silber hatte ich nie zu Gesicht bekommen. Es war, wie vieles andere, einfach auf dem Weg von Nordtirol nach Kurtinig „verschwunden“.

Ich war wirklich schockiert und zornig.

Der Monsignore hat mir dann 50.000 Lire zugesteckt. Das war viel Geld in der damaligen Zeit. Und er hat gesagt: „Fahr nach Trient und kaufe ein, was du brauchst. Für ein Silbergeschirr wird es nicht reichen, aber kauf was Schönes für dich und für uns“.

In Trient habe ich dann für dieses Geld nicht nur Teller und Besteck, sondern außerdem eine Jacke für Heinz, Lesebrillen für meinen Vater und andere Dinge gekauft. Es war wirklich ein Geschenk des Himmels.

Noch eine andere lustige Geschichte gibt es vom Onkel Heinrich: Eine seiner Hosen, die an der Wäscheleine hingen, war plötzlich weg. Wir haben überall danach gesucht, haben sie aber nirgends gefunden. Der Onkel hatte wie bei all den Sachen, die vorher verschwunden waren, einen klaren Verdacht: „Geh' durchs Dorf“, sagte er mir „und wenn du einen Mann siehst, der meine Hosen trägt, dann ruf laut: Das sind die Hosen des Monsignore! Das sind die Hosen des Monsignore!“

Ich habe dann wirklich den Mann mit den Hosen gesehen, doch um der lieben Verwandtschaft willen hat niemand was gesagt.

Heute kann man darüber lachen, damals aber habe ich mich sehr geärgert.

Der Monsignore hat uns immer unterstützt. Als er sah, in welchem Zustand unsere Matratzen waren, hat er uns in Neumarkt beim Bampi neue und bequeme anfertigen lassen.

Onkel Heinrich ist im Februar 1957 gestorben. Er hatte eine schwere Diabetes und der behandelnde Arzt Dal Ri aus Mezzocorona ist zu uns ins Haus gekommen, um mit einer Kanüle das Wasser aus dem Bauch zu entfernen. Mit den Windeltüchern und Fatschn der Kinder haben wir den Bauch zusammengepresst. Einmal sind mehr als sieben Liter Flüssigkeit auf ein Mal entfernt worden.

Der Alltag in den 50er Jahren



Der Dorfplatz in Kurtinig: Familie und Verwandte auf dem Pferdefuhrwerk

Es war wenig Geld im Umlauf. Vor allem die ärmeren Bauern mussten von dem leben, was sie selber anbauen konnten. Bei den reicheren Bauern war es anders.

Fast alle Kurtiniger hielten Tiere; wir hatten Hühner, Gänse, ein Schwein, Hasen, 2 Kühe und einen Ochsen.

Die Fuhrwerke für die Feldarbeit wurden meist von Ochsen gezogen. Nur einige wenige hatten Pferde im Dorf; so etwa die Familien Pardatscher, Giacomuzzi, Pedrotti und der Dorfwirt. Dieser hatte sich auch den ersten Pferdewagen mit Gummireifen gekauft und hat uns nach der Hochzeitsreise vom Bahnhof Salurn abgeholt.

Auf dem Kurtiniger Dorfplatz stolzierten Hähne und Hühner; aus dem Brunnen vor der Kirche tranken die Kühe; es gab keine Kanalisierung und so flossen die Abwässer auf die Straßen und dann auf den Dorfplatz.

Es gab auch keine Toiletten mit Wasserspülung, sondern nur Plumpsklos; unser Klo stand auf dem Stadel.

Nicht in allen Häusern gab es Wasserleitungen. Die Kanalisierung wurde erst Ende der 50er Jahre gebaut.

Das erste Auto kam Mitte der 50er Jahre ins Dorf. Wenn ich mich recht erinnere, war es Peter Zemmer von der Weinkellerei, der sich das Auto als Erster gekauft hat.

Motorräder gab es einige mehr. Mit meinen Ersparnissen vor der Hochzeit hatte ich dem Richard eine Lambretta gekauft. Damals war das Motorrad ein Traum für viele Menschen.

Als mein Sohn Arnold auf die Welt gekommen ist, war eine Frau mit mir im Krankenhaus, die ihre Tochter unbedingt „Lambretta“ taufen wollte; sie hatte ihren Mann auf einer Lambretta kennen gelernt. Der Geistliche wollte den Namen nicht akzeptieren, es wurde lange Zeit hin und her verhandelt und schließlich erhielt das Mädchen den Namen Maria-Lambretta.



Die Lambretta der Familie.

In unserer Familie wurde das erste Auto 1957 oder 1958 gekauft. Ich kann mich an das Jahr nicht mehr genau erinnern. Richard war damals Bürgermeister und musste viel auch für andere Leute herumfahren. Er hat sich einen gebrauchten grünen Fiat 600er gekauft. Wir haben uns mit den Ersparnissen später auch einen kleinen gebrauchten „Beta“-Traktor gekauft. Der hat dann den Ochsen ersetzt und von da an den Pflug und den Wagen gezogen.



Die ersten Autos im Dorf : oben Otilie und Marlies mit ihren Puppen, links das erste Familienauto.

Wir hatten zwei große Gemüsegärten; um die habe ich mich allein gekümmert. Einer war im „Raut“, ein Feld gleich am Anfang des Moosweges, wo in der Zwischenzeit viele neue Häuser gebaut worden sind.

Den zweiten Garten hatten wir auf einem Grundstück, das im Gemeindebesitz war. Dort wo heute die Schule und der Kindergarten stehen. Ich habe viel Gemüse angebaut; vor allem Bohnen, die auf dem Markt in Bozen verkauft worden sind. Nicht direkt von uns, wir haben sie anderen Leuten gegeben, die im Bozen einen Verkaufsstand hatten.

Viele Bohnen habe ich auch in den Tirgg-Äckern (Mais) angebaut. Vom Tirgg haben wir auch die Tschilln zum Füllen der Matratzen gebraucht. Einmal im Jahr wurden sie aus der Matratze genommen, gewaschen und getrocknet und dann wieder eingefüllt.

Die Maiskörner haben wir in die Mühle gebracht. Etwas Mehl haben wir für uns behalten; mit den Grischen haben wir die Schweine und die Hennen gefüttert.

Verkauft haben wir auch noch den Weizen, Äpfel und Trauben. Aber davon wurden damals nicht so viel angebaut. Die meisten Trauben haben wir selber für unseren Gebrauch eingekellert.

Das Geld für den Haushalt und den Unterhalt der Familie habe ich vom Verkauf der Eier und der Milch zusammengetragen. Wir haben Butter geschlagen und im Geschäft gegen andere Lebensmittel eingetauscht: Nudel, Reis und auch Öl.

Die Butter war deshalb kostbar, weil man sie gut eintauschen konnte und wir haben sie in der Küche nur selten benutzt. Meistens um das Mus abzuschmelzen.

Einmal im Jahr haben wir beim Metzger Schweinefett gekauft, klein aufgeschnitten und in einer großen Pfanne zerlassen; die „Grusten“ (Grammel) haben wir aussortiert und das flüssige Fett ohne Fleisch- und Knorpelreste in einem Tontopf gegeben. Wenn auch nur eine Spur Fleisch drinnen war, hat das Fett nicht gehalten. In den Tontöpfen haben wir es auch ein ganzes Jahr lang konservieren können. Dieses Fett habe ich zum Kochen benutzt. Öl haben wir selten verwendet, nur fürs Anrichten der Salate.

Eingetauscht haben wir beim Metzger auch manchmal Hühner und Hasen, um dafür Rindfleisch zu erhalten.

Viel Arbeit - wenig Geld

Für meinen Mann Richard gab es im Dorf kaum die Möglichkeit, etwas dazuverdienen zu können.

Die Großbauern hatten ihre „Bauleute“, so wurden sie genannt. Diese Arbeiter waren das ganze Jahr angestellt und hatten auch ihre Familie mitgebracht.

Als Tagwerker bei den Bauern erhielt man die Kost, aber kein Geld. In unserem Hochzeitsjahr hatte ein Hagelschlag die ganze Ernte zerstört und Richard ist mit dem Fahrrad nach Leifers gefahren, um dort bei den Bauern etwas Geld zu verdienen. In den darauf folgenden Jahren hat Richard auch gemeinsam mit meinen Brüdern in den Wäldern als Holzfäller gearbeitet.

Mein Schwiegervater hat sich um den Stall gekümmert und mit Kühen und Kälbern gehandelt. Einmal ist er zum Markt nach Bozen, hat dort eine Kuh gekauft und ist mit ihr zu Fuß nach Kurtinig zurück. Die Tiere im Stall waren eine wichtige Existenzgrundlage für unser Leben.

Erst Ende der 50er Jahre wurde mehr Obst angebaut und es gab weniger Gras und Heu für die Kühe. Wir haben damals einige Wiesen im Fleims- und Cembratal bearbeitet. Es war eine mühselige Schinderei: das Mähen und Rechen und vor allem die langen Fahrten zurück nach Kurtinig. Wir saßen auf dem hohen Heuwagen, hielten uns an den Seilen, mit denen die Fuhre festgebunden war und hatten Angst. Vor allem auf der kurvigen Straße oberhalb Montan hatte ich Angst, dass die Kinder herunterfallen könnten. Bis Ende der 60er Jahre holten wir das Heu aus dem Fleimstal. Mein Sohn Egon, der im Jahre 1967 geboren ist, war drei Monate alt, als ich mit ihm zur Heuarbeit musste. Es war schrecklich heiß und wir hatten keine Getränke dabei. Ich musste sehr weit gehen, um bei Bauern etwas Wasser zu besorgen.

Im Tal hatten wir vier Felder zu bearbeiten: davon hat uns nur eines, das „Angerle“, gehört, wo mehrere alte Apfelbäume standen. Dann gab es die „Galea“ in Margreid mit einer Rebanlage, die Richards Bruder Heinz von seiner Mutter geerbt hatte. In Pacht hatten wir das Feld Punggl - ein Weingut auf dem Weg von Margreid in Richtung Eichholz, und die Raut, nahe beim Dorfkern; das Feld gehörte der Kirche und wir mussten alles teilen, sogar die Schab nach dem Rebschnitt, die man zum Feuermachen brauchte.

Richard hat die meisten handwerklichen Arbeiten im Hause selber gemacht; er war sehr geschickt.

In diesen Zeiten kamen manchmal noch die Handwerker in die Häuser und hielten sich dort einige Tage auf: Scheren- und Messerschleifer, Schuster und Schneider. Sie wurden verköstigt und erhielten auch ein wenig Geld. Die Stör gibt es seit langer Zeit nicht mehr.

Es gab damals auch keine ärztlichen Ambulatorien. Der Arzt (Dr. Fritz Weber aus Neumarkt) kam öfters nach Kurtinig und man konnte ihn am ehesten im Gasthaus kontaktieren. Die Rezepte schrieb er auf der Motorhaube seines Autos. Den Arzt musste man selber zahlen.

Vier Kinder ohne Waschmaschine und Kinderwagen

Im Sommer 1951 bin ich nach unserer Hochzeit endgültig nach Kurtinig gezogen. Es gab viel Arbeit für mich, im Haus wie auch auf den Feldern.

Ich musste mich um die Kartoffel und den Tirgg kümmern; säen, pflanzen, grasen und harken. Auch musste ich den Ochsen beim Pflügen führen; dabei ist man immer tief in der Erde eingesunken und deshalb war es bei Schwangerschaften besonders mühsam.



In den 50er Jahren war die Landwirtschaft ohne die Ochsen undenkbar.

Anstrengend war auch die Heuarbeit: „Luft und Sun“, „Luft und Sun“ hat mein Schwiegervater immer wieder gerufen, wenn wir das Gras mit Gabel und Rechen drehen und drehen mussten, bis es trocken war. Nur beim Einbringen des Heus war mein Mann Richard immer dabei. Ich war bei der Feldarbeit oft mit meinem Schwiegervater allein.



Nur zehn Jahre später: das Einbringen der Heuernte mit dem Traktor.

Auch während meiner Schwangerschaften habe ich viel auf den Feldern gearbeitet. Mein Schwiegervater hatte wenig Verständnis für meinen Zustand. Noch am Vortag der Geburt meines ersten Sohnes habe ich im „Raut“ den Ochsen beim Pflügen geführt. Die Geburt war daher auch schwierig.

Am 20. Mai ist Arnold geboren; nach wenigen Tagen Aufenthalt in der Marienlinik hat für mich wieder die Arbeit begonnen. Kurze Zeit danach, es war der 2. Juli, war mein Bauch bläulich und ich fühlte mich schlecht. Es wird wohl eine Folge der Geburt sein, dachte ich. Ich habe mit meiner Schwägerin Brigitte darüber gesprochen; diese hat dann ihre Tante Olga um Rat gefragt. Olga hatte sich erinnert, dass vor nicht langer Zeit zwei junge Kusinen einen ähnlich gefärbten Bauch hatten und an Blinddarmdurchbruch gestorben waren.

Richard hat den Arzt Dr. Weber gerufen, der ist gleich mit seinem Motorrad angekommen. Ich hatte keine Schmerzen mehr, nur sehr hohes Fieber. Ich wollte nicht ins Krankenhaus, denn ich war dabei, mein Kind zu stillen. Man hat mir aber das Kind weggenommen und mich nach Bozen bringen lassen. Es gab in Kurtinig noch kein Auto und so hat mich der Mechaniker Carlini aus Margreid mit seinem Fahrzeug ins Krankenhaus gebracht. Dort konnte ich noch gerettet werden; es ging knapp am Tod vorbei.

Nach der Operation ging es mir sehr schlecht; im überfüllten Krankenzimmer, mit mehr als 30 Betten, war es furchtbar heiß. Später hat man mir erzählt, dass in diesen Tagen zwei Menschen an der Hitze gestorben sind. Ich wollte so schnell wie möglich weg, zurück zu meinem Kind. Dieses war in der Zwischenzeit in der Obhut einiger Verwandten. Doch weil es die ganze Zeit über weinte und schrie, kam niemand richtig damit zurecht. „Fahr mir ab, mit dem Kind“, hatte der Mann meiner Schwägerin geschimpft, als mein Bub einen Tag lang in deren Haus untergebracht war.

Um bald nach Hause gehen zu können habe ich geschwindelt und mir das Fiebermesser nicht richtig eingesetzt,

Zu Hause angekommen, war ich total erschöpft und brauchte Ruhe und Erholung. Man wollte mich auf den Berg nach Gfrill in mein Elternhaus bringen.

Richard hat den Sohn in die Kraxe gepackt und ist zu Fuß nach Gfrill gegangen.

Ich sollte mit einer Materialseilbahn von Laag nach Gfrill gebracht werden. Mit dieser Seilbahn wurden vor allem die jungen Kälber vom Berg ins Tal gebracht. Damit ich nicht herausfallen konnte, hat man mich in der Kiste festgebunden. Mit mir war mein junger Schwager Heinz, damals ein sechzehnjähriger Junge.

Diese Fahrt in der Kiste werde ich nie vergessen. Auf Grund eines Defektes hingen wir zwei Stunden lang zwischen Himmel und Erde und wussten nicht, ob wir überhaupt irgendwann einmal in Gfrill ankommen würden.

Als sich die Seilbahn wieder in Bewegung setzte, waren Richard und Arnold schon lange in Gfrill in der Mühle.

Bei meinen Eltern habe ich mich dann erholen können. Meine Mutter hat mir dabei sehr geholfen.

Bei der Geburt meiner beiden Töchter Ottilie und Marlies gab es keine größeren Komplikationen. Sie kamen im Dezember bzw. im November zur Welt und in diesen Monaten war die Arbeit in Feld und Garten weniger streng. Ottilie ist am 13. Dezember 1954 geboren; am 18. Dezember bin ich allein mit

ihr mit dem Zug vom Krankenhaus in Bozen nach Margreid gefahren. Dort hat mich der Metzger Alfonso Endrizzi mit seinem Lieferwagen abgeholt und nach Hause gebracht.

Elf Monate später ist Marlies zur Welt gekommen.

Ottilie erhielt ihren Namen in Erinnerung an Richards Mutter.

Den Namen Marlies haben wir deshalb gewählt, weil wir Onkel Heinrich eine Freude machen wollten. In Erinnerung an seine Schwester Maria; sie war erst vor kurzem an einer schweren Krankheit gestorben.



Maria vor ihrem Eintritt ins Kloster...

Maria war seine Häuserin, als Heinrich Religionslehrer in Trient war: später ging sie ins Kloster und hat dort den Namen Elise gewählt.

Und die folgende Geschichte will ich auch noch kurz erzählen:

Maria hat dem Bruder den Haushalt geführt. Sie war eine junge, schöne Frau.

Zwei Burschen aus Margreid waren in sie verliebt und versuchten alles, um sie zur Frau zu gewinnen. Maria ist auf die vielen Angebote nicht eingegangen. Jedenfalls hatte sie den beiden geschrieben, dass sie bei ihrem Bruder Heinrich bleiben wollte, weil dieser ihre Hilfe brauchte.

Weil die beiden Burschen keinen Ausweg wussten, schrieben sie an den Monsignore einen langen Brief, in dem sie ihre Liebe zum Mädchen erklärten und ihn baten, Maria doch freizulassen. Der Brief hatte den Monsignore wütend gemacht; er rief seine Schwester zu sich und sagte erzürnt: „Du kannst in jedem Moment gehen; du bist immer frei zu entscheiden“.

Nur wenige Tage danach hat Maria ihrem Bruder ihre Entscheidung mitgeteilt: „Ich habe mich entschieden, ich will ins Kloster. Hilf mir, dass es rasch geht“. Auch wenn Heinrich auf den Knien gebettelt hat, dass sie sich das nochmals überlegen solle und sich auch entschuldigt hat, es half nichts; sie hatte sich entschieden. Im Kloster der barmherzigen Schwestern wählte sie den Namen Elise.

Jahre danach wurde sie Schwester Oberin und hat dann auch meinem Mann zu einem Versteck geholfen, als er während der Kriegsjahre in Innsbruck von der Polizei verfolgt wurde.



... Schwester Elise einige Jahre später.

Das ist der Grund, warum unsere Tochter Marlies diesen Namen hat: Maria Elise.

Mit drei kleinen Kindern war es für mich eine schwierige Zeit; im Haus gab es kein geheiztes Zimmer; nur in der Küche war es wärmer. Dort lag Marlies in ihrer Wiege und Ottilie in einer Gehschule. Ich habe mich sehr bemüht, alles sauber zu halten. Wir hatten keine Waschmaschine und ich musste alle Windeln mit der Hand waschen und in einem großen Kessel auskochen.

Othmar ist am 2. Juli 1958 geboren; innerhalb von sechs Jahren hatte ich 4 Kinder. Ich hätte mir immer einen Kinderwagen gewünscht, doch wir hatten das Geld nicht. Wir kauften einen kleinen hölzernen Wagen, auf dem habe ich die Kinder spazieren geführt.



Der Leiterwagen als Kinderwagen-Ersatz.

Neben den Kindern blieb mir immer die Arbeit im Garten und in den Feldern. Manchmal wenn ich in den Feldern zu tun hatte, musste ich Othmar in der Obhut meiner Tochter Ottilie lassen, die aber selbst noch nicht einmal vier Jahre alt war. Ich habe ihr einen großen Wecker hergerichtet und gesagt: Wenn der Wecker am Nachmittag um zwei Uhr abgeht, soll sie die Milchflasche aus der Wanne im Herd nehmen und dem Othmar geben. Ottilie hat es gemacht, hat aber immer schreckliche Angst davor gehabt, dass ihr der Bruder aus dem Fenster fällt.

Marlies habe ich mit ins Feld genommen, um meinem Schwiegervater das Mittagessen zu bringen.

Einmal ist ein Unglück passiert, über das wir jetzt lachen können, damals aber war ich sehr erschrocken.

Ich hatte Othmar mit ins Feld Punkl genommen, musste dann aber schnell nach Hause, um das Essen zu kochen. Mein Schwiegervater sollte ihn später auf dem Ochsenkarren nach Hause bringen. Als der Karren zu Hause anlangte, war keine Spur vom Kind zu sehen. Wir sind den Weg zum Feld zurück gelaufen und haben Othmar dann neben der Straße liegend gefunden. Auf dem holprigen Weg war er eingeschlafen, vom Wagen gefallen und niemand hatte es bemerkt.



Der kleine Othmar, frisch vom Wagen gefallen.

Othmar ist im Jahre 1958 geboren; mein jüngster Sohn Egon neun Jahre später. Damals ist es uns wirtschaftlich schon besser gegangen.

Die Jahre zwischen 1956 und 1960 waren auch deshalb schwierig, weil Richard zum Bürgermeister gewählt worden war. Doch darüber möchte ich später mehr erzählen.



Von unten nach oben: Othmar, Marlies, Otilie und Arnold.

Der wieder gefundene Bruder

Die Geschichte, die ich jetzt erzähle, scheint so unglaublich, dass man sie sonst vielleicht nur in Schicksalsromanen lesen kann. Eines Tages haben wir erfahren, dass mein Mann Richard einen Bruder hat, von dem er nichts gewusst hatte.

Den Namen des Bruders möchte ich nicht nennen, da seine Kinder noch nichts davon wissen. Ich nenne ihn einfach H.

Es war im Jahr 1932; eine sehr schlimme Zeit für die Südtiroler unter dem Faschismus. Die Menschen wurden unterdrückt, es gab kaum die Möglichkeit, eine Schule zu besuchen. Es herrschte auch eine große Armut.

Auch in der Familie meiner Schwiegereltern und meines Mannes litt man schwer unter den Folgen des Faschismus. Außerdem war mein Schwiegervater verletzt aus dem Krieg zurückgekommen. 1923, nach der Geburt der ersten Tochter Tilli, erkrankte er schwer an einer Rippfellentzündung; als er ins Krankenhaus gebracht wurde, wog er nur mehr 37 kg und es bestand wenig Hoffnung auf ein Überleben. Er schaffte es; eine Lunge wurde „verkalkt“ und er konnte wieder zurück nach Hause. Doch das Krankenhaus war eine teure Angelegenheit und die Familie musste die Wohnung und ein Feld verkaufen, um die Arztkosten zu bezahlen.

1924 wurde das zweite Kind, Hermann, geboren, 1925 Brigitte und 1927 mein Mann Richard. 1931 starb ein weiterer Sohn, Egon, im siebten Lebensmonat.

1932 war Ottilie, die Mutter meines Mannes, wieder schwanger und ziemlich verzweifelt. Außer der wirtschaftlichen Not litt sie stark unter der faschistischen Unterdrückung und half in der Dorfgemeinschaft mit, so gut sie es konnte. Ihr größter Wunsch war es, irgendwann einmal nach Österreich ziehen zu können.

Was immer auch die Gründe sein mochten, sie wollte dem Kind in ihrem Schoß eine bessere Zukunft bieten. Ihre Schwester, die in Innsbruck verheiratet war, war kinderlos und sehnte sich nach einem Nachkommen. Warum dieses Kind nicht als das der Schwester auf die Welt kommen lassen? Wer den Plan erdacht hatte, weiß man nicht. Wenige Tage vor dem Geburtstermin startete Ottilie in Richtung Innsbruck. Mit dem Pferdewagen brachte sie mein Schwiegervater zum Bahnhof in Salurn. In Innsbruck kam der Kleine am 25. Juli zur Welt.

Lange Zeit danach hat mir mein Schwiegervater erzählt, dass er mit dem Pferdewagen in alle Löcher gefahren ist, und dabei gehofft und gebetet hatte, dass auf der holprigen Straße das Kind früher auf die Welt kommen könnte.

Doch Ottilie ist gut nach Innsbruck gekommen und hat dort ihr Kind „verloren“; damals kam es häufiger vor, dass ein Kind die Schwangerschaft nicht überlebte. Und ihre Schwester hatte nun plötzlich und unerwartet ein Kind geboren. Dass deren Ehemann nichts von der Schwangerschaft gemerkt hatte, gehört zu den Geheimnissen der Zeit.

Für H. gibt es keine offizielle Geburtsurkunde, nur einen Taufschein. Ottilie ist nach wenigen Tagen zurück nach Kurtinig; in Innsbruck blieb die Tochter Tilli, die damals 10 Jahre alt war.

Als ich schon in Kurtinig verheiratet war, war H. manchmal zu Besuch in unserem Hause. Er betrachtete sich als Cousin meines Mannes. Zwar versuchten seine „Eltern“ in Tirol, solche Kontakte zu vermeiden. Doch da H. in Italien arbeitete, war es verständlich, dass er sich manchmal in Kurtinig aufhalten wollte.

Diese Begegnungen waren für meinen Schwiegervater besonders schwierig. H. ist in seinem Aussehen meinem Mann sehr ähnlich; einige Dorfleute haben ihn auch mit „Richard“ angesprochen und das hat zu manchen komischen Situationen geführt.

Nach einem dieser Besuche von H. in Kurtinig hat mir mein Schwiegervater die Wahrheit erzählt, voller Reue und Trauer. Es war für ihn und seine Frau Ottilie eine schwierige Entscheidung gewesen. Sie wollten aber das Beste für ihr Kind.

Aufgrund ihrer politischen Aktivitäten gegen die Faschisten durfte Ottilie in den folgenden Jahren nicht über die Grenze nach Tirol; dies hatten die Behörden verboten. Einmal gelang es ihr, als Soldat verkleidet, über den Brenner zu kommen und ihre Schwester zu besuchen. Ein anderes Mal wurde sie am Reschenpass für mehrere Tage festgehalten.

Meine Schwiegermutter Ottilie ist bald nach Kriegsende frühzeitig im Alter von 52 Jahren an einem schweren Krebsleiden verstorben. Vielleicht auch aus Schmerz und Trauer über den Tod ihres Sohnes Hermann, der in den letzten Kriegstagen im April 1945 gefallen war.

Mein Schwiegervater Richard ist 1978 gestorben.

Die „Zieheltern“ in Innsbruck sind auch seit langem tot. Da keiner der direkt Beteiligten mehr lebte, konnte endlich die Wahrheit gesagt werden.

Mein Mann hatte einen neuen Bruder erhalten.



Der Pass von Otilie Teutsch



Für H. war die Wahrheit ein furchtbarer Schock, an dem er lange zu arbeiten hatte. Als meine Schwägerin Tilli es ihm sagte, konnte er es nicht glauben. Eigentlich war man sich in der Familie nicht sicher, ob er es je erfahren sollte oder nicht. Doch einmal sagte er zu Tilli: „Weißt du, ich fühle mich hier in Kurtinig wie zu Hause“. Und dann ist es ihr herausgeschlüpft.

Seine Kinder wissen immer noch nichts davon; sie leben im Ausland und haben kaum Kontakte zu Tirol und Südtirol.

H. hatte durch diesen „Tausch“ zwar die Möglichkeit erhalten, unter besseren wirtschaftlichen Bedingungen aufzuwachsen, zu studieren, Klavier zu spielen, und eine gute berufliche Karriere zu machen, doch auf der anderen Seite sind ihm in Kindheit und Jugend die Kontakte zu den Geschwistern unterbunden worden und sein Vertrauen in die Welt wurde erschüttert.



Drei Brüder...



... und ihre Ehefrauen

Die Walschen

Heutzutage ist es glücklicherweise anders als in den Zeiten, in denen ich nach Kurtinig gekommen bin. Zwischen den Deutschen und den Italienern gibt es kaum mehr Streitereien.

Früher war es anders; wahrscheinlich weil die Politik viel aufgeheizt hat, sind die Wunden der Kriege und der faschistischen Unterdrückung lange offen geblieben und konnten nicht richtig ausheilen.

Als ich nach Kurtinig kam, gab es noch viele italienischsprachige Familien. Viele arbeiteten als Bauleute für die Großbauern. Das war schon seit langen Zeiten so, noch vor dem Ersten Weltkrieg.

Damals sind italienischsprachige Menschen aus dem Trentino, aus dem Fleims-, Cembra- und Nonstal nach Kurtinig gekommen, um dort in der Landwirtschaft zu helfen. „Tschode“ hat man die Frauen genannt, die aus dem Trentino im Frühjahr zu Fuß nach Kurtinig gekommen sind, um dort bei den Bauern zu arbeiten. Was das Wort „Tschode“ bedeutet, hat mir niemand erklären können. Manche blieben einige Monate, andere blieben ihr Leben lang im Dorfe. Ich glaube, dass es in Kurtinig kaum eine Familie gibt, die nur einen rein deutschen Stammbaum hat. Auch in die Familie Heidegger, der meine Schwiegermutter entstammt, hat eine „Tschoda“ aus Mezzocorona eingeheiratet. Onkel Heinrich hat immer recht liebevoll von seiner Oma erzählt.

Die Geschichte der drei Schwestern Demattio aus Castello im Fleimstal hat mich immer sehr berührt. Sie waren gemeinsam in Castello aufgebrochen, mit dem Spinnrad auf dem Rücken, und sind den langen Weg über San Lugano und Montan nach Kurtinig gekommen. Dort haben sie in den Bauernhöfen Wolle gesponnen. Alle drei haben dann auch einen Kurtiniger Bauer geheiratet.

Eine davon, mit Namen Julia, wurde die Großmutter meines Schwiegervaters Richard. Es war noch in den Zeiten, in denen in den Feldern die Maulbeerbäume wuchsen, mit denen die Seidenraupen gefüttert wurden. In den Bauernhäusern brauchte man viel Platz für diese Raupen und dann auch für die Arbeiter, die die Seide produzierten.

Julia hatte vier Kinder; sie arbeitete viel im Haus und in den Feldern, aber als sie älter wurde, gab es für sie keinen Platz mehr im Haus; sie wurde einfach weggeschickt.

Noch ärmer, als sie nach Kurtinig gekommen war, musste sie aus dem Haus ins Armenhaus nach Neumarkt.

Zu Fuß, begleitet von ihrer Tochter Maria und der kleinen Enkelin, die auch Maria hieß und später einen Söldner aus Innsbruck geheiratet hat, ging sie den langen Weg von Kurtinig nach Neumarkt. Die ganze Zeit hat sie geweint und gebetet. So hat man es mir erzählt. Begraben ist sie in der Armenecke im Neumarkter Friedhof.

Tante Agnes, auch eine der vielen Enkeltöchter der Julia, hat immer verächtlich von der „walschen“ Großmutter gesprochen, oder auch von der „Katzelmacherin“.

Obwohl es in jeder auch noch so deutschen Familie italienischsprachige Eingehratete gab, wurde gerne auf die Walschen geschimpft.

Ich kann mich an eine Episode erinnern, als mein Mann Bürgermeister war und sich für ein „INA“-Haus im Dorfe einsetzte. Diese „INA-Case“ sind in den fünfziger Jahren in vielen Ortschaften errichtet worden, um für Arbeiter billige Wohnmöglichkeiten zu schaffen. Im Kurtiniger „INA-Haus“ sollten drei italienische und drei deutsche Arbeiterfamilien ein Heim erhalten. Die Volkspartei war stark dagegen, auch wenn nur solche italienische Familien einziehen sollten, die bereits im Dorfe eine Mietwohnung hatten.

In unserem Haus am Dorfplatz hat es ein Treffen gegeben, an dem mein Mann gemeinsam mit dem Landesrat Alfons Benedikter und dem Ortsvorsitzenden der Partei über das Projekt sprechen wollten. Während Alfons Benedikter sehr sachlich blieb, hat der Ortsvorsitzende der Partei die ganze Zeit über geschrien und geschimpft, dass durch dieses Haus noch mehr Italiener ins Dorf kommen würden. Und als mein Mann ihn schließlich fragte: „Ist deine Frau nicht auch eine Italienerin?“, da konnte er nicht mehr viel sagen. Er hatte seine Frau zwar manchmal mitgenommen, aber sie durfte nie den Mund auf tun. Sie durfte auch nicht Freundinnen und vor allem nicht ihre italienische Mutter ins Haus einladen.

Das INA-Haus wurde neben unserem neuen Haus am Moosweg gebaut. Während des Baus, im Frühjahr des Jahres 1961, kam es in Südtirol zu den ersten Sprengstoffattentaten gegen italienische Einrichtungen. Deshalb wurde das Haus auch bewacht. Manchmal habe ich den „Karpfen“ (Carabinieri), die Wache standen, auch einen Kaffee gebracht.

Die Zeit der Konflikte zwischen den Deutschen und Italienern war sehr schlimm für unser Dorf und für unsere Familie, und ich bin froh, dass diese

Zeiten vorbei sind, auch wenn es immer noch Leute gibt, die auf die Italiener schimpfen.

Richard als Bürgermeister

Richard hat sich immer stark für die Interessen der Dorfgemeinschaft eingesetzt. Obwohl wir selbst wenig hatten, war er immer hilfsbereit, wenn jemand um Unterstützung bat.

Er hat es nicht mit ansehen können, wenn es Ungerechtigkeiten gab und wenn die Politik im Dorf vor allem die reicheren Bauern unterstützte. Deshalb hat Richard vor den Gemeindewahlen im Jahre 1956 eine eigene Dorfliste gegründet („Der Grüne Baum“). Die Liste hatte Erfolg und Richard wurde zum Bürgermeister gewählt. Er hat in den Jahren seiner Amtszeit viel erreicht und ich bin stolz auf das, was er getan hat.

Doch für mich und für die Kinder waren es schwierige Zeiten. Ich bin im Dorf beschimpft und auch bespuckt worden. Die Kinder wurden im Kindergarten und in der Schule benachteiligt. Eine Kurtinigerin hat mir einmal gesagt: „Ich weiß, dass die Kinder nichts dafür können, aber ich kann sie trotzdem nicht ausstehen“.

So waren die Kinder die Leidtragenden, weil ihr Vater in Opposition zur herrschenden Partei war.

Damals hat es für den Bürgermeister keine finanzielle Entschädigung gegeben und deshalb waren es für uns harte Zeiten. Das Haus am Dorfplatz mussten wir verkaufen, weil es nicht genug Platz für die Landwirtschaft gab. Von den Leuten, die das Haus gekauft hatten, erhielten wir lange Zeit das geschuldete Geld nicht, das wir dringend brauchten, um die Bauarbeiten am neuen Haus am Moosweg zu bezahlen.

Als wir ins neue Haus einzogen, gab es noch keine Fenster und keine Böden und auch die Möbel mussten wir improvisieren.



*Langsam geht es aufwärts: mein Schwiegervater
Richard beaufsichtigt den Bau des neuen Hauses
am Moosweg.*

Zum Glück erhielt mein Schwiegervater eine bescheidene Rente ausbezahlt, mit der er einen Teil der notwendigen Lebensmittel einkaufen konnte. Wir haben alle fest mitgearbeitet, auch die Kinder. In der Nachbarschaft gab es eine Schweinezucht; dort haben wir die Tiere gefüttert und das Unkraut gegrast. Ich habe Gemüse angebaut und verkauft und so sind wir über die Runden gekommen. Jäger haben mir manchmal die Eier von Fasanen gebracht, die sie beim Mähen der Wiesen gefunden hatten; mit viel Geduld habe ich sie mit Hilfe einer Bettflasche zum Schlüpfen gebracht. Einmal waren es mehr als 50 Eier. Alle Fasanküken sind geschlüpft und ich war sehr stolz darauf, weil es wirklich viel Geschicklichkeit brauchte. Auch dadurch habe ich mir ein wenig Geld dazuverdienen können.

Es hat damals viel Gehässigkeit gegeben und viele Gemeinheiten.

„Wenn wir den Richard nicht politisch fertigmachen können, machen wir ihn an der Briefftasche fertig“, hatte damals der langjährige Bürgermeister der Volkspartei offen gesagt.

Dieses „Fertigmachen“ ist zwar nicht gelungen, aber die Zeiten waren schwierig, weil die Kinder alle noch klein waren.

In den sechziger Jahren ging es dann langsam aufwärts. Richard konnte auswärts etwas dazu verdienen. Im Haus haben wir manchmal unser Schlafzimmer an Touristen vermietet. Wir hatten auch etwas mehr Einkommen aus dem Obstanbau. Zwar war Richard immer noch im Gemeinderat dabei und arbeitete als Gründungsmitglied am Aufbau der Obstgenossenschaft Kurmark mit, aber er hatte mehr Zeit für die Familie.



Richard und Egon mit dem familieneigenen Pferd.

Die Schulden für den Hausbau wurden abgezahlt, wir konnten unseren Hof schön einrichten und hatten genug Platz für alles. Bis Mitte der achtziger Jahre hielten wir im Stall noch Kühe und Schweine; bis zum Jahr 1991 habe ich mir noch eine Ziege gehalten. Sie hat bis zu vier Liter Milch am Tag gegeben und ich habe auch den „Ziegerkäse“ gemacht.

Um die Ziege habe ich mich ganz allein gekümmert. Einmal hat sie gerade zum Osterfest 4 Zicklein geboren. Hühner hatte ich noch bis zum Jahr 2003.

Besonders anstrengende Zeiten gab es für mich Ende der siebziger Jahre. Mein Schwiegervater ist nach längerer Krankheit im Jänner 1978 gestorben. Bis zu seinem Tode habe ich ihn im Hause betreut. Betreut habe ich auch zwei ledige Geschwister meines Schwiegervaters, Onkel Josef, der im April 1978 gestorben ist und Tante Agnes, die im Dezember 1978 verstarb. Die Betreuung dieser alten Leute hat mir sehr viel Kraft gekostet.



Onkel Josef und Tante Agnes

Die Kinder sind dann nach und nach aus dem Haus gezogen und haben sich eine eigene Familie aufgebaut. Geblieben ist der Egon mit seiner Familie.



Egon, Marlies, Otilie, Richard und ich, Othmar und Arnold.

Mein erstes Enkelkind Alexandra ist 1975 geboren; dann folgten der Reihe nach Manfred, Daniel, Isabel, Barbara, Simon, Richard, Katharina und Johannes.



*Die Enkelkinder:
hinten von links nach rechts:
Katharina, Manfred, Alexandra, Daniel und Isabell
vorne sitzend:
Simon, Richard, Johannes und Barbara*

Das Haus am Moosweg war immer offen für meine vielen Enkelkinder; sie haben mich oft besucht und sind auch manchmal für längere Zeit bei uns geblieben. Deshalb war und ist das Haus auch voller Leben und ein Haus, in dem es viel Freude gibt.

Die Leute im Dorfe schätzen mich, und viele der Kinder im Dorf, die am Hause vorbeigehen, nennen mich einfach „Oma Rosa“, obwohl sie nicht mit uns verwandt sind.

Es gibt keine Gehässigkeit mehr, sondern viel Respekt. Ich habe den Leuten, die mir und meiner Familie in Vergangenheit viel Schlimmes angetan haben, schon lange verziehen. Allerdings vergessen kann ich all dies nicht.

Das Leben wird plötzlich ganz anders

Ein tragischer Unfall hat am 12. Dezember 1996 unser gemeinsames Leben verändert. Bei Arbeiten auf dem Stadel ist Richard von einer Leiter gefallen und hat sich dabei schwer verletzt. Wir haben ihn sofort ins Bozner Krankenhaus gebracht; er hatte ein Schädelhirntrauma und starke Hirnblutungen. Ein Teil des Gehirnes musste entfernt werden. Lange Zeit war Richard im Koma; mehr als 5 Wochen lang wussten wir nicht, ob er wieder erwachen würde oder nicht.

Als er wieder zurück und wach war, war ein Teil des Gedächtnisses verschwunden. Er musste alles wieder neu erlernen und war wie eine andere Person.

Der Primar der Abteilung, Dr. Mayr, hat mich zu sich gerufen und mir gesagt: Richard wird nie mehr so sein, wie ich ihn gekannt hatte, er ist wie ein anderer Mensch. Es wird viel Geduld und Verständnis brauchen. Wichtig ist, sagte er, dass ich nicht depressiv werde. Das würde alles für mich viel, viel schlimmer machen.

Richard hat mich für eine lange Zeit nicht mehr wieder erkannt. Ich habe gemeinsam mit ihm ein Buch zusammengestellt, mit Erinnerungen an unser gemeinsames Leben. Mit vielen Erzählungen aus der Vergangenheit und Fotos der Kinder und Enkelkinder. Und dann hat er sich langsam wieder an viele Dinge erinnert. Er erinnert sich vor allem an Ereignisse, die weit in der Vergangenheit liegen. Aber an das, was vor kurzer Zeit passiert ist, kann er sich nicht erinnern.

Wenn ich mit ihm allein bin, ist es manchmal so, als ob sich nichts verändert hätte. Er ist freundlich, liebenswürdig und nett. Und dann plötzlich, von einem Moment zum anderen, ist es so, als ob er eine ganz andere Person wäre.

Für mich hat sich vieles verändert; wenn ich früher etwas erledigen musste und mit dem Bus oder mit dem Zug wegfahren wollte, hatte mir Richard immer gesagt: Komm, ich fahr dich mit dem Auto hin, dann hast du es bequemer. Und so musste ich das Zug- und Busfahren neu lernen.

Aber auch im Geschäftlichen war es so. Alles was mit den Feldern und mit der Landwirtschaft zu tun hatte, wurde von Richard entschieden. Er wollte mich damit nicht belasten und hat auch selten darüber geredet. Ich habe mich nicht eingemischt, hatte aber oft Angst, dass Richard wegen seiner Gutherzigkeit von anderen Leuten ausgenützt wird. Es kamen auch manchmal Leute, die von Richard Geld leihen wollten, obwohl wir selbst wenig hatten.

Einmal, es war am Tag vor der Hochzeit meines Sohnes Othmar, im November vor dreißig Jahren, ist er von einem Bekannten aus dem Trentino um einen großen Geldbetrag betrogen worden. Dieser hatte ihm vorgejammert: Ich muss dringend einen Wechsel bezahlen, sonst wird er protestiert; ich habe das Geld auf dem Küchentisch zu Hause vergessen. Kannst du es mir leihen? Morgen bringe ich es dir ganz sicher. „Sei il mio migliore amico“, hat er immer wieder gesagt. Ich habe Richard angefleht, dem Manne das Geld nicht zu leihen. Doch Richard hat sich von mir nicht überzeugen lassen. Der Mann hatte versprochen, das Geld am kommenden Tage nach Petersberg zu bringen, denn dort fand die Hochzeit unseres Sohnes Othmar statt. Während der Messe und danach war Richard nervös und hat immer wieder nach dem Mann Ausschau gehalten. Doch dieser hat sich nie wieder blicken lassen und wir haben eine hohe Summe Geld verloren.

Mit der Zeit ist Richard auch vorsichtiger geworden und hat mehr auf mich gehört.

Richard hat kurze Zeit vor seinem Unfall den Hof an unseren Sohn Egon übergeben und die ganzen Erbschaftsangelegenheiten geregelt. „Ich bin froh, dass jetzt alles geregelt ist“, hat er mir gesagt, „jetzt habe ich viel mehr Zeit für dich und die Familie“. Vielleicht hat er geahnt, dass etwas passieren würde.

Er hat mich zum Essen eingeladen; wir haben uns schön gekleidet, ich mit meinem Dirndl, weil dem Richard dieses Kleid immer besonders gefallen hat, und wir sind nach Buchholz gefahren.

Nun sind schon 16 Jahre vergangen, seit Richard am Gehirn operiert worden ist. Die jüngsten Enkelkinder, Johannes und Katharina, haben ihn nie anders gekannt. Mein Enkelkind Richard war damals auch erst drei Jahre alt. In diesen Jahren haben sie mir sehr geholfen, denn wenn mein Mann unruhig oder aggressiv wird, können ihn meist nur die Kinder beruhigen. Von ihnen hat er sich immer die Medikamente ohne Proteste geben lassen.

Auch die jüngsten Enkelkinder sind nun langsam erwachsen. Leo, mein erstes Urenkelkind, hat schon seinen ersten Geburtstag gefeiert.



Enkeltochter Alexandra mit Urenkel Leo.

Das Leben hat viele neue Dinge gebracht und es wäre schön, wenn ich das alles mit Richard besprechen könnte. Denn dies fehlt mir am meisten. Auch wenn es schwierige Jahre waren und ich manchmal viel Geduld brauche, bin ich froh, dass es den Richard noch in meinem Leben gibt. Aber besonders schwierig war und ist es für mich, dass ich mit ihm nicht mehr so reden kann wie früher. Er hört zu, kann sich aber dann nicht mehr erinnern, was gesagt und besprochen worden ist. Er freut sich, wenn er die Kinder und Enkelkinder sieht, hört zu, wenn ich ihm erzähle, was es an neuen Geschichten gibt. Aber ich weiß nie, wie viel er wirklich versteht. Und Ratschläge kann ich von Richard keine mehr erhalten.

Zum Tag unserer diamantenen Hochzeit hat Schwiegertochter Irmis uns einen besonders schönen Text gewidmet, der in der Kirche vorgelesen worden ist. Damit möchte ich meine Geschichte abschließen und - wer weiß - vielleicht kann ich in einigen Jahren noch einige Kapitel dazuschreiben.

„Der Herr segne euch und behüte euch.
Er hat eure Wege zusammengeführt vor langer Zeit.
Jahre währt nun euer Weg,
miteinander zu gehen,
zueinander zu finden,
Gemeinschaft zu leben.
Es war ein langer Weg
mit Freude und Vertrauen,
wohl auch mit Mühe und Not.

Nun, in Erinnerung an die vergangenen Jahre,
bitten wir Gott um Seinen Segen für euch:
Er schenke euch heute
von Seinem Frieden und Seiner heiteren Gelassenheit.
Er gebe euch ein versöhntes Herz,
wenn ihr zurückdenkt
an die Mühsal vergangener Tage.

Er schenke euch Frieden mit Euren Kindern und Enkeln
und lasse Euch Freude spüren über das,
was ihr gesät habt,
und gebe euch ein weiches Herz,
das loslassen kann.

Er versöhne euch

mit den Enttäuschungen eures Lebens
und mit dem, was ihr schuldig geblieben seid,
euch selbst und vielen anderen
trotz allem guten Willen.
Und was ihr nicht mehr ändern könnt,
das möge Er zum Besten wenden.
Er gebe euch ein großes Maß
an Freude und Zuversicht
für die fortgeschrittenen und späteren Jahre
eures Lebens.

Das gewähre euch und uns allen der Gott,
der wohnt, wo man ihn einlässt,
der mit euch geht,
heute und alle Tage
bis über den Tod hinaus ins neue Leben."

Weihnachten 2012

Nachwort

Mami Rosa hat dieses Buch für ihre Kinder, ihre Enkelkinder und ihrem ersten Urenkel geschrieben. Damit die Erinnerung an vergangene Zeiten wach gehalten werden kann.

Vor rund 15 Jahren hatte Alexandra eine erste Fassung von Rosas Geschichten über ihre Kindheit und Jugend zu Papier gebracht.

Anlässlich des Weihnachtsfestes im Vorjahr hat Rosa dann zwei weitere Kurzgeschichten aus ihrer Kindheit niedergeschrieben.

Im dritten und vorerst letzten Teil des Buches erzählt Rosa aus ihrem Leben in Kurtinig in den fünfziger und sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts.

Durch die Verschriftlichung und durch das Umschreiben vom Dialekt in die Hochsprache geht zwar viel Unmittelbares verloren, doch bleiben auf jeden Fall die Geschichten erhalten und vor dem Vergessen bewahrt.

Kinder aus den kommenden Generationen haben dadurch noch die Möglichkeit, einen Blick auf den Alltag des zwanzigsten Jahrhunderts im südlichen Unterland zu werfen.

In den Erzählungen geht es nicht um Politik und um die großen Ereignisse der Geschichte. Weltkriege, Faschismus, Option, Wiederaufbau usw. stehen im Hintergrund und bilden sozusagen den Rahmen für die Ereignisse. Im Vordergrund stehen die Menschen in Freud und Leid. Menschen, die von den politischen Ereignissen mitgerissen werden, Opfer sind und dennoch - bewusst oder unbewusst - zu Mitgestaltern dieser Entwicklung werden.

„Kleine Dinge prägen das Gesicht der Welt“ lautet ein afrikanisches Sprichwort. Und es sind vielfach die einfachen „kleinen“ Personen, ohne große öffentliche Rollen, die zu gesellschaftlichen Veränderungen führen.

In diesem Sinne hat Rosa durch ihre Menschlichkeit, durch ihre Sensibilität für soziale Probleme und durch ihre Hilfsbereitschaft sicherlich dazu beigetragen, dass es heute in Kurtinig weniger ethnische Konflikte zwischen Deutschsprachigen und Italienern gibt, als dies noch vor einigen Jahrzehnten der Fall war.

Das Haus im Moosweg war (und ist) für Kinder und Enkelkinder eine Heimat, ein offenes Haus, in dem Sinne, dass immer alle willkommen waren, so lange sie sich auch darin aufhalten wollten. Ein Haus voller Geschichten, die immer wieder von Rosa lebendig gehalten wurden und die nun in diesem Buch einen, wenn auch unvollständigen, Niederschlag finden.

Arno

Ein Danke an Giacomo, der sich um die Sammlung und Aufbewahrung der Fotos bemüht hat, und an Alexandra, die die graphische Gestaltung des Buches übernommen hat.